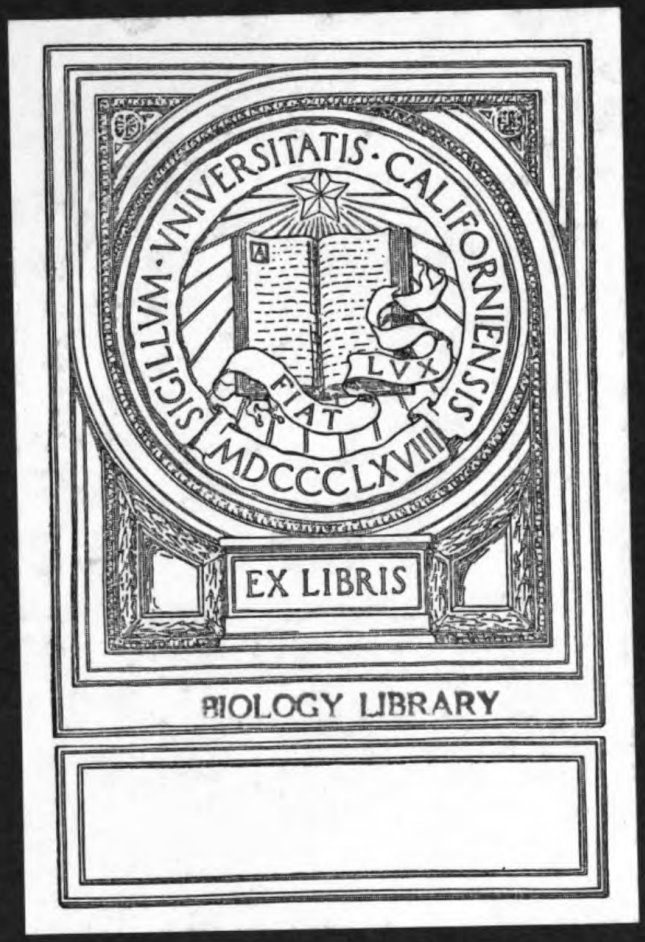
HQ
752
M5
1914

UC-NRLF
B 4 587 836

YD 33147


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
BIOLOGY LIBRARY

75 (18)

DER ZUCHTWAHL-INSTINKT DES WEIBES

SEIN ERWACHEN
UND
SEINE KULTURELLE ENTARTUNG

EIN MAHNWORT AN MÜTTER UND ERZIEHER

VON

DR. CARL MIRTL

WIEN UND LEIPZIG
ALFRED HÖLDER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
BUCHHÄNDLER DER KAISERL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
1914

DER
ZUCHTWAHL-INSTINKT
DES WEIBES

SEIN ERWACHEN
UND
SEINE KULTURELLE ENTARTUNG

EIN MAHNWORT AN MÜTTER UND ERZIEHER

VON

DR. CARL MIRTL

WIEN UND LEIPZIG
ALFRED HÖLDER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
BUCHHÄNDLER DER KAISERL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
1914

BIOLOGY LIBRARY

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

HQ 752
M5
Bibl.
Lib.

Vorwort.

Nicht einer theoretisierenden Darstellung eines Fundamentalinstinktes, sondern einem in das soziale Leben, in Eheglück und Kinderschicksal tausendfach eingreifenden Phänomen gilt mein Büchlein: Der Tatsache, daß die erste sinnliche Liebesregung junger Mädchen so ungemein häufig dem Massenideal mit dem Renommé des Don Juan gilt, selbst dann, wenn diese Personen geistig, körperlich und sozial nichts weniger als hervorragend sind.

In den krassesten Formen verdient dieses Phänomen vollauf den Terminus „Der Hang zum Roué", verdient ihn im Kreise der Laienmitwelt.

Für diejenigen aber, die beruflich mit den Spätkonsequenzen dieses Phänomens zu tun haben — und keine einzige medizinische Spezialdisziplin ist davon befreit —, insbesondere aber für den Seelenarzt, der den tiefsten Einblick tut in die mannigfachen Beziehungen des Seelenlebens, des einzelnen wie des Volkes, zu sozialen Problemen und Rassehygiene, gewinnt das Phänomen erhöhte Bedeutung.

Gerade der Eindruck aber und die Erkenntnis krasser Konsequenzen, auch jener milderen Formen, von denen die ephemere Sensationslust der Laien keine Notiz genommen, rechtfertigt schon zum Teile den Terminus „Hang zum Roué" in erweitertem Sinne zu gebrauchen.

Ich komme auf diese Erweiterung noch im Beginne des zweiten Kapitels zurück, mußte aber diese Bemerkung zum Verständnis der folgenden Gedankenentwicklung vorausschicken, denn ich hätte sonst dem Büchlein den Titel „Der Hang zum Roué" geben müssen, was ich aus naheliegenden Gründen vermeiden wollte.

In einer Zeit, da es lebhaft gärt in den erzieherischen Anschauungen — hie alte Prüderie, dort Aufklärung —, gibt es wohl auch eine erhöhte kritische Aufmerksamkeit den erzieherischen Resultaten gegenüber. Aber diese Aufmerksamkeit erklärt wohl

M28939

ein reichhaltigeres Beobachtungsmaterial, nicht aber das tatsächlich festzustellende Überhandnehmen der zu besprechenden Erscheinungen, nicht die damit zunehmende soziale Bedeutung des in Rede stehenden sexual-psychologischen Phänomens.

Dieses Überhandnehmen ist vielmehr vielfach Folge der Systemlosigkeit, der die Jugend insoferne begegnet, als Eltern, Lehrer, Nachbarn, Freunde, Verwandte auf und ab in solch einer Übergangsperiode kaum alle einer Meinung sind. Die nämliche freiere Richtung, die der rechtzeitig aufgeklärten Jungfrau stählende Schule fürs Leben ist, kann der prüde verhaltenen und darum auf Hintertreppen eingeweihten zum gefährlichen erotischen Tummelplatze werden.

Nun, wir hatten ja mit einem derartigen Mischprodukt zweier aneinanderprallenden Erziehungsrichtungen zu rechnen. Der Gefahr aber, daß dieses Mischprodukt ein allzu üppig wuchernder Seitenstamm werde, daß er von den Gegnern als Waffe gegen die bessere neue Richtung ausgenützt werde, hat die tiefgreifende soziale Bedeutung gewisser sexual-psychologischer Phänomene erst recht ins Licht gerückt.

Der Wunsch, dieser Gefahr begegnen zu helfen, ist die Veranlassung zur Veröffentlichung dieser Studie, die durch ein besseres Verständnis für die gegenseitige soziale Züchtigung mildernd und versöhnend in den Kampf der Geschlechter eingreifen will.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel. — Einleitung.

Das Artgedächtnis die Quelle unserer instinktiven Regungen und Triebe (S. 1). — Solche Triebe überleben die seinerzeitige Zweckmäßigkeit auch in wesentlich geänderten Lebensbedingungen (S. 2). — Solche Urerbstücke neigen zur Entartung (S. 2). — Ihr Divergieren bei Mann und Weib, die Ursache der Interessenkollision, eine Hauptursache für den „Kampf der Geschlechter" (S. 3). — Folge der Parteiwut für die Nachkommen (S. 3). — Notwendigkeit, daß die geschlechtlichen Instinkte wieder mehr Sicherheit bekommen (S. 4). — „Verbündetentaktik" im „Kampf der Geschlechter" (S. 6.) — Disposition für die weitere Betrachtung. (S. 7.)

II. Kapitel.

Begriffsbestimmung des „Hang zum Roué" (S. 8). — Beispiele (S. 8). — Der „Hang zum Roué" in der bisherigen Literatur (S. 15). — Ist das Weib in bezug auf das Objekt ihrer Liebe wählerischer als der Mann? (S. 19.) — Auf welche Fälle ist diese Behauptung einzuschränken (S. 21.) — Dem weiblichen Geschlecht eignet eine große Unsicherheit des Zuchtwahlinstinktes (S. 26). — Resumé: Der Hang zum Roué ist, identisch mit verspäteter Wertschätzung des soliden Mannes, in seinen Konsequenzen eine Hauptursache des verminderten Heiratstriebes, in seiner Persistenz die variationsbereite Frau. (S. 30.)

III. Kapitel. — Soziale Konsequenzen.

Allgemeiner Teil.

Der Kampf ums gleiche Unrecht (S. 32). — Das Erfordernis der Jugendehe (S. 34). — Der heutige gesellschaftliche Entwicklungsgang der jungen Mädchen (S. 34). — Die angebliche „Mitgiftgier" der Männer (S. 36). — Die Versorgungsehen der Mädchen (S. 37). — Die Ehe als soziales Kompagniegeschäft (S. 39).

Besonderer Teil.

Folgen der Rouéehe, persönliche, solche für deren Kinder, für die Gesellschaft, bzw. deren Nachwuchs (S. 41). — Folgen der verspäteten Wertschätzung des soliden Mannes in einer solchen Ehe (S. 42). — Die Bekehrung aus Versorgungsgründen (S. 44). — Die variationsbereite Frau (S. 45). — Die aufrichtige Bekehrung (S. 46.) — Verzerrte Ideale, Enttäuschung, Pseudofrigidität (S. 46). — Die häusliche Talentlosigkeit und das Bierphilistertum (S. 47). — Der illegitime Weg, dem Gatten die Begehrenswertigkeit zu beweisen (S. 48). — Resumé.

IV. Kapitel.

Die naturwissenschaftliche Betrachtung die einzig richtige Basis für die sachverständige Verwaltung unserer ethischen Güter der Menschenwürde (S. 51). — Biologische Rekapitulation (S. 53). — Phylo- und Ontogenese der Instinkte (S. 53). — Entwicklung der Eheformen und Zuchtwahlinstinkte (S. 58). — Der monogame Zug des Weibes eine sekundäre Errungenschaft der Mutterschaft (S. 60). — Dessen Opportunitätsprinzip (S. 61). — Die primitiven Arten der Weiberwerbung. — Der Sieg der rohen Kraft (S. 62). — Die erregende Wirkung von Turnier, Ringkampf usw. als heute noch lebendiges Artgedächtnis (S. 62). — Die Zuchtwahlkomponente der wirtschaftlichen Tüchtigkeit (S. 63). — Deren heutiger natürlicher Bestand (S. 63). — Die mühelose Beispielserziehung des Nachwuchses (S. 63). — Deren kulturelle Gefährdung (S. 64). — Deren zielbewußte Kompensation (S. 65). — Die Altruistik dem Kinde gegenüber als Urquell jeder Ethik (S. 65). — Fordert neue Zuchtwahlqualität (S. 69). — Wie wird der Fortfall an Vorbilderziehung für Knaben und Mädchen kompensiert? — Das gegenseitige Verhältnis von körperlicher, charakterologischer, sozialer Reife für die Ehe und das Verehelichungsalter. — Früh- und Spätfolgen der Verführung (S. 71). — Die „höhere Tochter“ nur bedingt ein Kulturfortschritt (S. 76). — „Der Weg des Geistes in der Liebe“, die persönliche Gourmandise der Zuchtwahl (S. 76). — Das Heranwachsen neuer Intelligenzfamilien aus einfacher bäuerlicher Herkunft eine kurze Wiederholung des historischen Entwicklungsganges (S. 77). — Was ist im Lichte der Entwicklungsgeschichte „der Hang zum Roué“, was als Moment in der gegenwärtigen sozialen Züchtung? (S. 78.)

V. Kapitel. — Kulturaufgaben.

Prophylaxe (S. 81). — Sexuelle Aufklärung (S. 82). — Ehereform (S. 85). — Wiederherstellung des sozialen Wertes der Frau im Sinne der Heim- und Ehekünstlerin (S. 88). — Übung des Verständnisses für die gegenseitige soziale Züchtung (S. 90). — Schlußwort. (S. 95.)

I.

Einleitung.

Nur die Beschränktheit wird an dem, den sie will ehren, die Fehler leugnen und für Tugenden erklären.

Unter diesem Motto möchte ich von vornherein der bei gelegentlichen Plaudereien über dieses Thema öfter aufgetauchten Meinung vorbauen, daß es dem Verfasser hiemit um eine Äußerung einer prinzipiellen Geringschätzung des Weibes, eine Äußerung der Mysogynie zu tun wäre. Im Gegenteil, wer sich der Mühewaltung einer sachlichen Kritik unterzieht, wünscht nicht nur, daß irgend etwas — sein Kritikobjekt — besser werde, sondern er hofft und glaubt an die Möglichkeit einer Besserung, ja auch an den guten Willen hiezu, wenn nur einmal die Basis der richtigen Erkenntnis da ist.

Es gibt im Werdegang jedes Einzelwesens und Charakters eine fast ununterbrochene Kette von Lebensäußerungen, triebartigem ineinander verflochtenem und voneinander abhängigem Tun oder Lassen, die, obwohl noch nicht auf eigener Erfahrung dieses Einzelwesens, noch auch wesentlich vorherrschend auf Nachahmungstrieb beruhend, dennoch zu einem so festgefügten Automatismus geworden sind und in einer großen Beobachtungsreihe so konstant wiederkehren, daß wir ihr Auftreten als gesetzmäßig ansprechen müssen, und zwar gilt dies ganz gleich bei Mensch und Tier.

Wir sehen weiterhin — und insbesondere beim Tiere liegen zahlreiche derartige Beobachtungen vor —, daß dieses Tun und Lassen häufig nicht genügend zweckentsprechend, ja manchmal direkt zweckwidrig ist, ein Umstand, der vielfach diesen Tieren den Vorwurf besonderer Dummheit eingetragen hat.

Gewissenhaftere, sich nicht mit dem oberflächlichen Tatbestande begnügende Beobachter und Forscher fügen dem „nicht genügend zweckentsprechend, ja zweckwidrig“ jedoch hinzu: „unter den obwaltenden Umständen und Lebensbedingungen, die

— und dies gilt insbesondere von den Haustieren — von jenen der wildlebenden Stammes- und Artgenossen unendlich viel abweichen."

Stellt man jedoch diese Handlungen in Vergleich zu den natürlichen Lebensbedingungen der wildlebenden Artgenossen, dann wären dieselben Handlungen ganz zweckmäßig gewesen. Manchmal ist es wohl nötig, auf vergangene geologische Perioden, beziehungsweise die damit verbundenen Lebensbedingungen zurückzugreifen, Perioden, die eben die Entwicklungszeit der betreffenden Art darstellen und bedeuten.

Es sind diese — besonders von Zell gewürdigten — Tatsachen der schlagendste Beweis für die Vererbung charakterologischer Eigenschaften, für das „Artgedächtnis".

Eine dritte Tatsache von tiefeinschneidender Bedeutung ist endlich die, daß die große Mehrzahl derartiger, eben charakterisierter Lebensäußerungen festgefügter Automatismus ist, von früher Kindheit angefangen, durch alle Phasen der Wachstums- und Entwicklungsperiode, lange bevor selbst die intelligenteste Jugend sich deren kritisch bewußt wird, d. h. sich ohne erziehliche Einflüsse und Imperative veranlaßt fühlt, über deren Nützlichkeits- oder ethischen Wert nachzudenken und sich Rechenschaft abzulegen.

Jeder Leser, der mir bisher mit genügender Objektivität und gesunder Kritik folgte und sich bei der Betrachtung des folgenden unter den vorgeschlagenen Gesichtswinkel stellt, wird von dem Nebengedanken gehässiger Kritik und Nörgelei befreit bleiben. Und diejenigen, die schon einige Vorerfahrungen auf ähnlich kritisch beleuchteten Gebieten haben, die wissen, wie manche unserer ethisch minderwertigen Regungen als uralte Erbstücke aus der Zeit der Menschwerdung unserer Stammeseltern zwar erklärlich sind, aber im Interesse der Weiterentwicklung unserer Menschenwürde deshalb nicht minder der erzieherischen Ausmerzung oder Korrektive bestimmt werden sollen, als die allfälligen sekundären Entartungen, diejenigen werden auch den Mut begreiflich finden, daß man sich auf dem Wege gerecht milder Erkenntnis an ein derartiges Urerbstück heranmache, welches unter den dermaligen Existenzbedingungen nicht nur seine Alleinzweckmäßigkeit und somit Alleinberechtigung absolut eingebüßt hat, sondern in seiner Neigung zur Entartung als direkt unangepaßt und schädlich gelten muß, wenn wir uns nicht rechtzeitig besinnen und der Pflicht bewußt werden, dieses Urerbstück unserem heutigen Kulturniveau

und dem fernerhin anzustrebenden entsprechend zu ergänzen und zu veredeln.

Damit ist auch schon angedeutet, daß wir aus dem Artgedächtnis her eine ganze Reihe der jetztzeitlichen Menschenwürde durchaus nicht mehr entsprechende Urerbstücke haben, deren Entartungen gleich den Würgern in der Pflanzenwelt — den schmarotzenden Schlingpflanzen — in unheimlichem Gewirr durch die Jungsaat moderner, auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis wurzelnder Kulturaufgaben ziehen und ihr Emporkommen hindern.

Aber gerade, indem hierin eine Aufklärung an weitere und immer weitere Laienkreise nottut, geht es nicht an, ein Standardwerk über alle diese Schädlinge auf einmal und ihr gegenseitiges Ineinanderwuchern zu wagen, sondern wir müssen vorerst einzelne Fäden aufgreifen und sehen, wie solch ein einzelner da und dort einen circulus vitiosus schließt und allenthalben am Marke der jungen Saat zehrt.

Es mag vorerst nur als Schulbeispiel das im Vorwort bezeichnete Phänomen aufgerollt und durchgearbeitet werden.

Andrerseits ist es ganz unmöglich, ausschließlich an der Verfolgung der einzelnen Fäden kleben zu bleiben und nicht einen oder den andern, der mit in dem Knäuel der durch die Kultur verursachten Verwirrung unserer Instinkte liegt, auch anzuschneiden, verwandte Fragen zu streifen oder auch da und dort einen Vergleich zu ziehen über den Anteil der tragischen Schuld beider Geschlechter an irgend einem Stein des Anstoßes in ihrem gegenseitigen Interessenkampfe.

Dieser Kampf ist mit viel zu viel Parteiwut und blindem Eifer in Wort und Schrift, gewollter und ungewollter, aber deshalb nicht minder ungesunder und irrationeller Wiedervergeltungstaktik im Leben geführt worden, so daß keines der beiden Lager seine Position gestärkt hat, sondern im Gegenteil nur neue Breschen, Angriffspunkte und Provokationen auf den Plan getreten sind.

Wozu denn eigentlich ein Kampf?

Von vielen und berufenen Seiten ist der Gedanke geäußert worden, es sei ein ganz müßiges und widernatürliches Beginnen, die Gegensätze zwischen den Geschlechtern beseitigen zu wollen, richtiger die Reibungsflächen und Ecken der beiderseitigen egoistischen Interessensphären. Nicht ein unabhängiges, egoistisches Nebeneinander, sondern ein einmütiges, altruistisches Miteinander

und Füreinander kann der einzige Weg sein, der uns emporführt zu höherer Vollkommenheit und einzig wahrer sittlicher Befriedigung.

Gegensätze, Reibeflächen, die sich nicht beseitigen lassen (denn sonst kämen wir ja zu einer entsetzlich langweilig öden Wunschlosigkeit), können ebensogut zu einem harmonischen Ineinandergreifen, zu einem um so innigeren Verkitten und derart zu einer wechselseitigen Kompensation und Neutralisation der beiderseitigen menschlichen Untugenden führen.

Und wer leidet endlich unter dem Kampf der Parteiwut und irrationellen Vergeltungstaktik? Wer sonst, als unser Nachwuchs!

Es fehlt aber auch der Tertius gaudens nicht, der aus dem Kampf der Geschlechter (er tobt nicht in allen Kulturschichten gleich) Vorteil zieht. Wenn unser Nachwuchs leidet, so kommt der Nachwuchs geringerwertiger Kulturelemente leichter im Konkurrenzkampfe hoch. Er braucht nur intellektuell gleichwertig zu sein, seine ethisch-moralische Minderwertigkeit und Skrupellosigkeit macht unseren Nachkommen den Kampf ums Dasein dann noch schwieriger.

Um so dringender tut also eine Taktik not, die mit einem zielbewußten „Sich nichts vergeben", „seine Position stärken", gleichzeitig ein Harmonisieren, ein Sichemporzüchten bedeutet, eine „Verbündetentaktik" zum Schutze unserer Stammesgeneration gegen fremde Eindringlinge.

Daß dabei noch immer die Parteien für die Fehler der Gegenseite ein offeneres Auge haben als für die eigenen, ist eben menschlich. Und nur darüber lästern und vergelten wollen, ist Kampf, schädlicher Kampf. Aufdecken, erklären und beratschlagen wollen, ist bei beiderseitig gutem Willen ehrliche Verbündetentaktik.

Nichts ist auf dem Gebiete schädlicher, schafft mehr Verwirrung und Erbitterung als generalisierende Urteile. Ein solches liegt mir vollkommen fern. Auch Frey hat in seinem „Kampf der Geschlechter" gezeigt, wie intensiv wechselseitige soziale Züchtung am Hervorrufen der Casus belli beteiligt ist.

Der leitende Gedanke dieser und einiger folgender Betrachtungen ist und kann nur der sein:

An dem allgemeinen Resultate der Mischkultur von Mann und Weib sind folgende Komponenten zu unterscheiden:

A. Unsere Erbinstinkte, deren Reihenfolge in der Entwicklung;

B. deren allmähliche Umstimmung und Bereicherung nach dem Prinzipe des persönlichen Vorteiles (freie Entwicklung);

C. deren Hemmung und Umstimmung durch sozialen Druck und mißverstandene und übel vermerkte Interessenkollision.

Man wird im allgemeinen sagen können: In einzelnen Punkten hat das Weib den Mann überholt, in anderen Punkten ist es umgekehrt, in Summa haben sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen und sind einander wert.

Im besonderen ist jedoch zu beachten: auf beiden Seiten schaffen die minderwertigen Elemente die Casus belli, auf beiden Seiten reagiert das kritisch harmlose und daher dafür unschuldige Gros darauf in einer Weise, die ethisch auch nicht viel höher ist, die besten aber in beiden Lagern leiden am meisten darunter, weil sie ihrerseits im Kampf ums Dasein am empfindlichsten auf diese Druck- und Gegendruckerscheinungen stoßen.

Jedenfalls aber sind in den Kreisen der Kulturfortschrittsträger die Bedingungen, daß sich gerade die passendsten Individuen zueinander finden, in zweifacher Hinsicht schwerere geworden.

Erstens sind die Charaktere komplizierter und vielgestalteter geworden, so daß schon dadurch die komplementäre Auslese weniger Varianten zuließe. Deshalb kann elterliche oder andere Machthaberei unter primitiven Kulturverhältnissen leicht Ehen beschließen und diktieren; bei den schablonenhaften und im ganzen individuell wenig sensiblen Massencharakteren schadet es nicht und ergibt einen ganz großen Prozentsatz glücklicher Ehen. Wird diese Gewohnheit gewaltsam in ein höheres Niveau hineingeschleppt, sinken die Chancen glücklicher Treffer rapid.

Ein Beispiel im großen liefert uns das Judentum in seinem höher kultivierten städtischen Kontingent mit seinen trotz des rasse-eigentümlich hochentwickelten Familiensinnes so zahlreichen lockeren Ehen.

Ein zweites erschwerendes Moment für die komplementäre Auslese bilden soziale Hindernisse: Standesvorurteile, ferner die gewaltige Verschiebung der ansonsten zusammenpassenden Altersklassen aneinander durch die für den Mann ungleich stärker verspätete soziale Ehemöglichkeit.

Nur Schuld und Leid daran abzuwägen, ist Sache der Parteiwut. Wer am meisten darunter leidet, sagt uns der Rassehygieniker:

die Nachkommenschaft. Am Platze ist aber Verbündetentaktik, und die wollen wir zu Worte kommen lassen. Frey sagt in seinem Vorwort: „Im Verlaufe der Kulturentwicklung ist der geschlechtliche Instinkt unsicher geworden.“ Wenn wir uns nun der Erschwerung der komplementären Auslese anpassen wollen — und das müssen wir —, so haben wir als Erzieher dafür zu sorgen, daß die Ruhe und das Selbstbewußtsein des Verstandes den Instinkten etwas von ihrer früheren Sicherheit wiedergebe, d. h. sie im Sinne unserer heutigen Kulturbestrebungen ausbauen und veredeln.

Ein Gedanke, eine Überlegung wird uns gerade hierin eine stete Aufmunterung, ein Leitstern sein. Welche Elemente stehen denn im Kampfe der Geschlechter im Vordertreffen? Wer sind die Streiter in Wort und Schrift, in Rat und Tat? — Doch nur die individuell höher Empfindsamen, die ethisch feiner organisierten, die rührigsten Kulturpioniere. Sie leiden am meisten durch die sozialen Pressungen und Verschiebungen und Reaktionen, die ihnen die richtige komplementäre Auslese erschweren.

Nicht nur für unsere scheinbar kleine Detailfrage, sondern auch ganz im allgemeinen läßt sich der Kampf der Geschlechter für die Betrachtung in drei Treffen oder Gruppen auflösen.

Im Vordertreffen stehen die Streiter für die Fragen der Sexualethik und Moral in- und außerhalb der Ehe, in deren Werden und Bestand. Hier ist auch die Domäne der aufrichtigen Verbündetentaktik.

Im nächsten Treffen tobt der sozial wirtschaftliche Kampf um die selbständige berufliche Existenz der Frau, die notwendige Konsequenz, wenn Parteiwut und Unverstand auf der ersten Linie nicht reussierten, wenn die Parteien sich kämpfend in den Haaren liegen, statt sich zur gegenseitig hilfreich stützenden Umarmung zu finden; es ist die Domäne der sekundären Kompensationstaktik im Kampf ums Dasein, wenn sich Mann und Frau nicht rechtzeitig zum natürlichen edleren sozialen Wettbewerb in der Fürsorge für ihre Nachkommen gefunden und würdig zu ergänzen trachten.

Im letzten Treffen finden wir die Marodeure aus den beiden ersten Treffen, die Hyänen und Aasgeier — man verzeihe mir den Ausdruck, ich finde keinen treffenderen. Es ist die Domäne der Entartung, der feigsten, sich selbst aufgebenden und dennoch im kurzen egoistischen Sinnesrausche Wiedervergeltung suchenden

Taktik, die sich gegenseitig in Unterwertigkeit überbietet, um einander wert zu werden.

Unsere Frage und Anregungen sollen sich im ersten Treffen abspielen und wenn wir Schwierigkeiten begegnen, nur mutig dran, denn hinter uns ist's viel, viel schlimmer und wirkliche Rettung ist dort versagt; es gibt dort nur unerquicklichen Kompromiß, elenden Sumpf.

Um Übersicht und System in unsere weiteren Betrachtungen zu bringen, werden wir uns folgende Fragen vorzulegen und zu beantworten haben:

Was ist unter „Hang zum Roué" gemeint? Abgrenzung alles dessen, was wir von den leisesten Andeutungen an darunter einreihen.

Sind diese Tatsachen als solche bekannt und von berufenen Autoren anerkannt?

Sind dies nebensächliche Erscheinungen oder vielmehr solche von großer Tragweite für das Wohl künftiger Generationen?

Kommt ihnen eine Vererbungs- und Verbreitungstendenz unter den Bedingungen des heutigen Kulturlebens zu?

Sind soziale Übelstände bekannt und Gegenstand heftiger, ja leidenschaftlicher Bekämpfung, die zwanglos eine ihrer Wurzeln im „Hang zum Roué" findet?

Hat die Bekämpfung dieser sozialen Übelstände ohne die Erkenntnis und Würdigung ihrer Wurzel — für uns speziell seiner Hauptwurzel — bisher Ersprießliches geleistet oder ist sie in Parteiwut zu einer schädlichen, zum Teil höchst widerwärtigen Rache- und Wiedervergeltungstaktik entgleist?

Daraus wird sich uns die Notwendigkeit einer naturwissenschaftlich entwicklungsgeschichtlichen Erforschung und Erkenntnis ergeben, damit auch die Möglichkeit gerecht milder Beurteilung und zielbewußter, objektiver, leidenschaftsloser Abwehr und Abhilfe und ich hoffe die Leser zu überzeugen, daß es auf dieser Basis möglich sein wird, den Kampf der Geschlechter von Parteiwut und Rache zu säubern, denn der Kampf der Geschlechter wird entweder ethisch werden oder er wird in Entartung versumpfen.

II.

Begriffsbestimmung und Feststellung der Tatsache an sich.

Das junge arge Volk wird alle Tage schlimmer,
Das greift nur nach dem Schein und freut sich nur im Schimmer.
Wer noch will artig sein und höflich und galant,
Der wird ein armer Wicht, ein Wasserkopf genannt;
Wer aber jeden Kreis der Sitte frech zerschmettert,
Heißt ein Genie und wird bewundert und vergöttert.

Körner.

Wenn wir die hohen und hehren Kulturaufgaben des Weibes betrachten, wenn wir ihm rückblickend auf den Werdegang des Menschengeschlechtes unendlich große Verdienste um die Veredlung des Geschlechtes und die Fortschritte der Menschenwürde zubilligen müssen, wenn wir es — und darin liegt ja der Angelpunkt des ganzen Kulturfortschrittes — als die Hüterin des häuslichen Herdes, als die Pflegerin des Familiensinnes verehren, so müssen uns doch andererseits gewisse Tatsachen im Werdegang des heutigen weiblichen Einzelcharakters eigentümlich anmuten, die ich versuchen werde, durch einzelne Erinnerung aus dem Leben und der ärztlichen Praxis als Beispiele zu erläutern, um sie sodann aus der einschlägigen Literatur zu ergänzen.

Nur kurz will ich ergänzen, was ich im Vorworte gesagt: Auf welches Phänomen diese Studie gemünzt ist und welchen Terminus ich angesichts der Konsequenzen hiefür als einzig prägnant erachte. Solch ein Terminus kann, um nicht langatmig zu werden, nur in wenigen scharf skizzierenden Strichen, vielleicht eckig und hart andeuten, was in den weiteren Ausführungen etwas sorgfältiger gezeichnete, genauere Konturen annehmen muß, ja da und dort nur feine Abtönungen und Übergänge, aber keine haarscharfen Grenzlinien aufweisen kann.

Ich habe somit vor allem das Wort „Roué“ zu rechtfertigen und brauche zu dem Zwecke nur hinzuzufügen: von seinen unscheinbarsten Entwicklungsstufen und mildesten konventionellen

Formen angefangen bis zu den wohlausgewachsenen Don Juan- und Wüstlingsnaturen. — Nun da bleibt mir eben kein anderer skizzenhaft zeichnender Sammelname als „Roué".

Oder aber:

Wer sowohl im allgemeinen als insbesondere auf dem Sexualgebiete und den analogen Anforderungen und deren Betätigung seinen Mitmenschen gegenüber egoistisch über jene Grenzen sich hinwegsetzt, die durch das heutige Kulturniveau und die gesellschaftliche Ordnung gesteckt sind, wer sich Rechte herausnimmt, die er umgekehrt an sich als Rechtsverletzung empfände, wer sich über solche Dinge mit der leichtfertigen Entschuldigungsphrase „uso e buso del abuso" hinwegsetzt, steht mindestens schon mit einem Bein in dem unstrittigen Gebiete des oben gezeichneten Rouébegriffes.

Nun zur Kasuistik:

1. In ein kleines Garnisons- und Universitätsstädtchen kam ein Leutnant, ein selbstgefällig toller Bursche, der, nicht satt durch das flotte Leben unter seinen Kameraden, auch noch ständiger Verkehrsgast der reichsten studentischen Verbindung wurde, deren Mitgliedern man mit dem besten Willen keinen intensiven Kollegienbesuch, dafür aber um so mehr Alkoholexzesse und tolle Liebesfreibeuterei nachsagen konnte. Der Leutnant war Stadtgespräch und während man allgemein munkelte, er werde wegen heimlicher Mitgliedschaft an einer studentischen Verbindung seine Charge einbüßen, wurde seine Verlobung mit einem der ängstlichst behüteten, reichsten Mädchen der Stadt proklamiert. Allgemeines Erstaunen, um so mehr, als er durchaus nicht das Bild männlicher Schönheit und Kraft darbot, sondern den Habitus eines hochaufgeschossenen, schmalbrüstigen, halb abgelebten Gigerls.

2. In derselben Stadt tauchte ein von einer anderen Hochschule kommender flotter Student auf. Ein hübscher Bursche, aber sichtlich schon etwas abgelebt, das fahle Gesicht voll Fältchen, das Haupthaar schon schütter, also durchaus nicht mehr das Bild jugendlicher Vollkraft, aber der richtige Schwerenöter. Alle Mädel waren in ihn verschossen, die jüngsten am allermeisten, er war der begehrteste Tänzer. — Viele Jahre später bekam ich Details seiner Unterhaltungsführung zu hören, sowie ein Referat über eine von einer der damaligen Tänzerinnen im Traume geführten Plauderei. Einerlei, ob es ein Reminiszenz- oder ein Wunschtraum war

— aus dem heraus aufgeredet wurde — er beweist den Hang zum Roué.

3. Ein sehr fleißiger, braver Student, schon in höheren Semestern, lernt ein hübsches, noch sehr junges Mädchen kennen. Die jungen Leute waren einander sehr sympathisch, was ihn aber etwas nachdenklich machte, war ihre große Neugierde nach allerlei studentischer Ulkerei, die er womöglich selbst erlebt und mitgemacht haben sollte, andrerseits ihr mangelndes Interesse an ernsteren Themen, über seinen zukünftigen Beruf usw.

Da überhäuft ihn eines Tages eine Freundin des Mädchens mit Vorwürfen, er müsse doch sehen, daß ihn das Mädchen gern habe, er solle doch auch fleißig Fensterpromenaden machen, sonst werde ihn ein anderer aus der Gunst verdrängen. Die Antwort des jungen Mannes war: Wer es mit einer Neigung ernst nehme und ein Mädchen wirklich gerne habe, solle mit Volldampf auf eine Existenz lossteuern und sich erst damit das Recht erwerben, sich zu erklären. Das Resultat davon war: der Fensterpromenadenheld und studentische Lebemann ist für lange Zeit Hahn im Korbe, hat den ersteren aus dem Sattel gehoben und läßt dann, da er es zu nichts bringt, das Mädel sitzen. Der erstere heiratet nach wenigen Jahren in geachteter, sicherer Lebensstellung, das Mädchen jedoch erst sieben oder acht Jahre später, resignierend zur Versorgung in recht bescheidene, kaum fortschrittsfähige Verhältnisse.

4. Ein besonders krasser Fall, der zeigt, wie auf Grund alleroberflächlichster Salonbekanntschaft der schwerwiegendste Entschluß fürs Leben fallen kann, ist folgender:

In einer Provinzhauptstadt taucht ein junger Elegant auf, der gewandt und viel gereist sich mit einigen nationalökonomischen Schlagworten bei einigen hohen Würdenträgern in Gunst zu setzen wußte und derart eine zwar inoffizielle, aber doch ansehnliche Rolle im öffentlichen Leben spielte. Nach wenig Monaten war er mit der Tochter aus einer hochangesehenen Familie verlobt. Vierzehn Tage vor dem anberaumten Hochzeitstermin wurde ein lange gesuchter internationaler Kassenknicker in flagranti ertappt. Es war der Bräutigam. Die unglückliche Braut war so unvorsichtig gewesen, die Hochzeitsreise schon einige Monate früher zu machen und sah in einigen Monaten ihrer Niederkunft entgegen.

* * *

Folgende Reminiszenzen drängen sich auf eine ganz kurze Spanne Zeit zusammen:

5. Ein beliebter Tenor kam wieder einmal zu einem Gastspiele. Fanatische Begeisterung, speziell der jüngeren Mädchen, so daß sich ein Witzbold in der Zeitung die Nachricht leisten konnte, in der bekanntesten Mädchenschule der Stadt sei eine neue Krankheit epidemieartig ausgebrochen und habe große Sorgen bereitet. Genauere Erhebungen haben jedoch ergeben, daß die jungen Dämchen deshalb erkrankt seien, weil sie — als Ersatz fürs Pferdeausspannen — das Benzin vom Auto des Tenors ausgetrunken haben, und nannte die Epidemie „Benzilentia".

Mag sein, daß viele zum Erzieheramt Berufene über die erotischen Ovationen, die diese Mädchenschule dem Gefeierten brachte, über das Stadtgespräch, der Tenor lasse sich zum Frühstück statt eines Witzblattes die eingelangten Liebesanträge vorlesen, mit obigem Witze einfach zur Tagesordnung übergingen. Nicht so dachte ein braver Vater, ein hochintelligenter Offizier, der mir bald darauf erzählte, er habe seine Tochter plötzlich aus der Schule entnommen. Es sei ihm mancherlei aufgefallen und da habe er einige Freundinnen seiner Tochter am Heimweg von der Schule belauscht, wie sie sich in Renommisterei mit erotischen Träumen und Phantasien förmlich zu überbieten trachteten. Spezialfall war augenblicklich der Tenor und ideenspendend vielfach die moderne laszive Operette.

6. Von einem anderen praktischen Standpunkte faßte es ein höherer Pensionist auf. Einer meiner Patienten erzählte mir: Heute habe ich dem alten Gecken X. einen schönen Streich gespielt. Sehe ich ihn da immer um die Mittagsstunde bei der höheren Mädchenschule herumpirschen, heute fing ich ihn ab, was ihm sehr ungelegen zu sein schien — und blieb in seiner Nähe. Da grüßt er auf einmal ein niedliches Fräulein von etwa 16 Jahren, schon hübsch mollig entwickelt, das eben errötend auf die Trambahn springt, nicht ohne dabei recht kokett die Röckchen bis zum Strumpfband zu lüften. „Wer ist denn die Kleine?" — „Meine Freundin." — „Du alter Esel, deine Zeiten sind doch schon längst vorbei." — „Macht nichts, um so ungefährlicher für sie — hast du denn nicht das ‚Nixchen' gelesen? Wir amüsieren uns großartig."

7. Da tauchte mir auch eine viel ältere Erinnerung auf, die mir ein Studienfreund — wir waren in den ersten Semestern Medizin

— erzählte; er habe seiner Schwester ein Büchlein konfisziert, das in derselben Schule mit demselben Eifer gelesen werde, wie bei uns an der Mittelschule allenfalls „der Besuch im Karzer“ u. dgl. Verherrlichung toller Bubenstreiche, nur sei es leider eine ganz andere geile Richtung. Über Details wolle er aus Rücksicht auf seine Schwester schweigen.

8. Eine Dame erzählte mir aus ihrer Lebens- und Leidensgeschichte folgendes: Als frühreifes, sechzehnjähriges Mädchen verlobte sie sich heimlich mit einem flotten Studenten, obwohl sie wußte, daß der Betreffende in rascher Aufeinanderfolge mehrere Verhältnisse mit Balleteusen von minderem Rufe hatte und seine Renommisterei so weit trieb, mit diesen „Damen“ am hellichten Tage auf der Promenade zu erscheinen. „Ich war blöde genug,“ erzählt sie mir selbst, „mir darauf förmlich etwas einzubilden, daß er doch schon so viele fesche Damen gehabt habe und sich doch in mich verliebte, mich begehrte und ich sozusagen diese sieggewohnten Damen aus dem Sattel hob.“

Die Enttäuschung blieb auch nicht aus, eine in die Ehe überpflanzte Geschlechtskrankheit brachte völlige Ernüchterung, einen langen Ehescheidungsprozeß mit einigen dazwischendurch lebhaft betriebenen Flirten. An der Möglichkeit einer zweiten Eheschließung verzweifelt die Dame selbst, weil sie einerseits durch die vorangegangene Enttäuschung abgeschreckt, andrerseits durch die libidinösen Flirte in ihrer Geschmacksrichtung so verändert sei, daß sie an eine normale Ehe nicht zu denken wage. Es müßte nur ein Mann sein mit großem Vermögen, festem Charakter und großer Liebenswürdigkeit und Güte, beruflich unabhängig, damit er sich ganz ihr widmen könne.

Ob sie viel Aussicht hat, auf die Kombination einer solchen Serie von Mannesvorzügen mit der nötigen Portion gutmütiger Genügsamkeit und dekadenter Geschmacksrichtung an einem seelisch und körperlich havarierten Weibe zu stoßen, kann ich beruhigt dem Urteil der Leser überlassen.

9. Ein sehr reiches, vielleicht nicht sehr hübsches, aber lustiges, sympathisches Mädchen, dem es durchaus nicht an ehrenwerten ansehnlichen Bewerbern gefehlt hatte, heiratet gegen den Rat ihrer Eltern einen Offizier, notorischen Viveur und Schuldenmacher, der vor und bis in die Ehe hinein ein stadtbekanntes Verhältnis mit einer alternden Bühnenkünstlerin unterhielt.

In der Ehe erkrankte die Frau an einem schweren gynäkologischen Leiden. Nachdem der Mann das halbe Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, mußte er den Dienst quittieren und wanderte nach Amerika aus, wo er als Kellner jetzt sein Fortkommen findet. Die Frau verfiel in ein schweres Nervenleiden mit Gemütsdepression usw. und bewahrt trotzdem ihrem leichtfertigen Manne noch die alte Zuneigung und Anhänglichkeit.

10. Eine reiche Erbin, die frühzeitig ihre Mutter verloren, in den höchsten Potenzen der Religiosität und Prüderie erzogen, schenkt einem Herrn Hand und Herz, der nicht nur fast sein ganzes Vermögen durchgejubelt, und dessen Ruf zwar auf schneidigen Husarenstücklein, aber insbesonders im Salon auf der tollsten Liebesfreibeuterei begründet war.

Trotz beiderseitig guter Vorsätze und gegenseitiger Lobesversicherung wurde es doch eine im Wesen enttäuschte Ehe, in der die Nachwehen der früheren sexuellen Ausschweifungen die schwersten Schatten warfen.

11. Ein stadtbekannter Lebemann, der sein halbes Vermögen in schlechtester Gesellschaft mit seinen Stallknechten usw. verjubelt hatte, gewann ein sehr hübsches junges Mädchen aus guter Familie zur Frau. Er war schon eine Jugendliebe des Mädchens gewesen und trotz mehrfacher Hindernisse und zwischen durchlaufender anderer Beziehungen des Don Juan kam es zur Heirat. Nach einigen Jahren war der letzte Rest des Vermögens vergeudet und der Mann fristet heute als Schauspieler seine Existenz auf kleinen Bühnen, während die Frau mit ihren beiden Kindern zu den Eltern zurückkehrte.

12. Ein jüngerer Offizier, der trotz unschöner, kleiner, untersetzter Gestalt und häßlichem Gesicht großes Glück bei Frauen hatte und schon zahlreiche, seinerseits skrupellos durchgeführte Abenteuer hinter sich hatte, sprach eines Tages auf der Straße ein elegantes junges Mädchen, das ihm sehr gefiel, an. Zuerst wies ihn das Mädchen zurück, aber bald geriet sie in seinen Bann und setzte ihre Heirat mit dem Offizier gegen alles Widerstreben des Vaters durch.

Einer Sammlung von Herzensergüssen dreier Pensionatsfreundinnen entnehme ich folgende von allen dreien besorgte Zusammenstellung:

„Wie ich mir das Ideal eines Mannes vorstelle.“

„Daß ich über dieses Thema schon öfter nachgedacht, kann ich nicht leugnen; .....Denke ich z. B. an meine sogenannte Backfischzeit zurück und vergegenwärtige mir, wie damals mein Ideal aussah, so ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen einst und jetzt. Umsonst heißt es nicht, je älter man wird, desto wählerischer wird man auch."

Der Kürze und Übersicht halber will ich die weiteren Ausführungen nur auszugsweise bringen und dabei die positiven von den negativen Anforderungen trennen.

Positiv	Negativ
Wahre Liebe auf den ersten Blick.	V. Kein höheres Wesen, kein „Herr der Schöpfung" hervorkehren.
Opfermut, Respekt einflößend.	
Lieben und achten ist eins beim Weib.	Z. Kein Kopfhänger.
Er muß meine Individualität anerkennen, mir meine freie Meinung lassen.	V. Nicht allzuviel Temperament, damit er nicht zur Eifersucht reize.
Liebe zu seiner Mutter, guter Kamerad und treuer Freund.	V. Nur keine großen Geschenke, denn die verpflichten.
Geistig höheres Niveau, Ratgeber.	V. Ich möchte nicht sein Spielzeug sein.
Humor, Lebensernst.	
Innere Ruhe, unverwüstlicher Frohsinn, Mut.	Z. Kein Geiz.
	Z. Kein Pedant und Erzieher.
Geachtet von Freunden und Untergebenen.	Z. Kein Topfgucker.
	V. Schön braucht er nicht zu sein, aber schöne Hände.
Anteilnahme an meinen Angelegenheiten und Freuden.	V. Kein näselnder Salonlöwe mit Armbändern usw.
Musik.	
Geist, Courage.	
Kleidung einfach, aber schick.	

Dem ganzen Ergusse haftet zweifellos etwas Unmittelbares an, ein aufrichtiges Tagebuchbekenntnis.

Wenn man von einigen Wiederholungen und Variationen absieht, so geben die unter „positiv" angeführten Merkmale des Ideales ja ein recht angenehm abgerundetes Bild und der Verfasserin ein gewisses Reifezeugnis, so daß die negativen Charakteristika ja gar nicht notwendig wären, und doch sind gerade diese recht charakteristisch für den Werdegang dieser Einzelcharaktere. Schade, daß es deren drei sind, sonst wäre die Sache noch charakteristischer

und die Reihenfolge der einzelnen Momente im spontanen Ergusse noch reiner.

Ich konnte jedoch meine Auffassung wenigstens der einen der Verfasserinnen, die mittlerweile noch um vieles lebensreifer geworden, zur Begutachtung unterbreiten und sie pflichtet meinem Urteil fast bedingungslos bei.

Die eine Hälfte der negativen mit V. (Vergangenheit) bezeichnet, entspricht der Korrektion des sogenannten Backfischideals, d. h. der Abstreifung von Eigenschaften aus jenem Bilde, das die Verfasserin in der Darstellung lieber verschwiegen. Es war dies ein sogenanntes Sammelideal, herrlich oder herrisch sieghafte Natur mit viel Temperament, wenn auch nach mehreren Seiten vergeudet und dessen Genuß mit anderen zu teilen gewesen wäre (Eifersucht), wenn auch nicht einmal im dauernden Besitze (Spielzeug) vom Typus des Bühnenliebhabers, Viveurs, Salonlöwen.

Der Gedanke großer Geschenke, die verpflichten, ist der Ausdruck geringerer Resistenz gegen Verführungskünste.

Der zweite Teil, mit Z. (Zukunft) bezeichnet, entspricht der Abwehr gegen das Aufgeben gewisser persönlicher Eigenarten, Bequemlichkeit, vielleicht Lässigkeit, dessen Eventualität sie im ehelichen Anpassungsprozesse immerhin schon ins Auge faßt, ein Aufgeben, das dem Reifungsdünkel abgeschlossener Pensionatserziehung widerspricht.

Gelegentlich kopfhängerisch war sie selbst; von jenen Hausfrauentugenden und Tüchtigkeit, die gemeinhin nicht in Pensionaten und Schulen, sondern erst daheim bei Muttern erworben werden sollen, war eben noch nicht viel zu merken. Sparsamkeit, Ordnung, Nettigkeit, auch ohne erzieherische Aufsicht, Kochkunst usw. waren damals noch recht schwach entwickelte Seiten.

Andererseits sind ein gewisser Freiheitsdrang, ein Übersättigtsein mit nörgelnder Schulfuchserei und damit ein prinzipielles Ablehnungsbedürfnis gegen alle, auch die wohlgemeintesten Ratschläge Erfahrener als häufige Reflexerscheinung nach der Mittelschul-, bzw. Pensionatsperiode ja allgemein bekannt.

* * *

Ich möchte nun die Leser bitten, mir auf einer kleinen Auslese für mein Thema durch Professor Aug. Forels „Die sexuelle Frage“ zu folgen.

„Ein psychopathologischer Geck, früherer Alkoholiker, dabei furchtbarer Verschwender und Müßiggänger, aber hübscher Schwerenöter, hatte all sein Hab und Gut vertan, sehr viele Abenteuer mit Weibern gehabt und schließlich mit einer gewöhnlichen Maitresse aus dem Volke ein Kind erzeugt. Er war unglaublich eitel und schwach, sich selbst überschätzend, indessen nicht ohne Schick und Intelligenz. Während seiner schweren Not nahm er Kost und Logis bei einer verheirateten, sehr fleißigen und tüchtigen Frau, die mit ihrem braven Manne sehr glücklich lebte. Nun verliebte sich diese Frau ganz toll in den Burschen. Er aber verschmähte ihre Liebe, jedoch nicht ihr Geld. Sie war derart in ihn vernarrt, daß sie ihm all ihr Hab und Gut opferte und sich schließlich sogar von ihrem Mann scheiden ließ, nur um ihm nachzulaufen, bis sie gar nichts mehr besaß. Sie sorgte sogar für seine Maitresse und für sein Kind, pflegte aber selbst keinen sexuellen Verkehr mit ihm. Sie hoffte, er würde sie heiraten. Schließlich merkte sie, daß er syphilitisch geworden war, und dennoch konnte sie nicht von ihm lassen.“

Pag. 99. „Ihre (des Weibes) geringere Körperkraft und Größe, verbunden mit ihrer passiven Rolle bei der Begattung, macht die Sehnsucht nach einer kräftigen Stütze infolge einer natürlichen Anpassung durchaus erklärlich. Deshalb sehnt sich auch normalerweise das junge Mädchen nach einem mutigen, kräftigen, unternehmenden, geistig ihr überlegenen Manne, an dem sie hinaufschauen und in dessen Schutz sie sich sicher fühlen kann. Das ungebildete Naturmädchen wird eher durch körperliche Vorzüge und Kraft, das gebildete Mädchen mehr durch geistige Gaben angezogen. Im allgemeinen sind die Frauen noch größere Sklavinnen ihrer Instinkte und Gewohnheiten als die Männer. Im Urzustande der Menschheit waren die Kühnheit und die Verwegenheit die Eigenschaften, die die Männer am weitesten brachten. Daraus ist wohl zu erklären, daß heute noch kühne und verwegene Don Juans die Libido der Weiber am meisten erwecken und mit relativer Leichtigkeit trotz der schlimmsten sonstigen Eigenschaften die meisten Mädchen betören können. Die Schüchternheit und Unbeholfenheit des Mannes wirkt beim Weibe in der Regel umgekehrt abstoßend.....

* * *

Es ist staunenswert zu sehen, in was für häßliche, ältere und sogar verwachsene Männer Frauen sich verlieben können.

* * *

Außer dem Zeugungstrieb, der beim Weibe noch viel stärker als beim Manne entwickelt ist, bildet bei ihr die Sucht, sich passiv zu geben, die Rolle der unterliegenden, bezwungenen, beherrschten Dulderin zu spielen, einen Hauptbestandteil des normalen Sexualtriebes.

Pag. 120. „Die männliche Kühnheit ist es ganz besonders, welche dem Weibe imponiert und diese wächst in sexuellen Dingen bekanntlich vor allem mit der praktischen Erfahrung und Routiniertheit.

Die einfachere, natürlichere, zugleich aber linkischere und verschämtere Werbungsart eines naiven Jünglings verfängt vielfach bei unseren eleganten, für den Salon erzogenen, in allen raffinierten Vergnügungen erfahrenen und mit Romanliteratur gefütterten jungen Damen nicht mehr. Dieselben lassen sich dafür um so eher durch die ihnen adäquatere Kunst alter Roués und Don Juans verführen, die die Psychologie des modernen Weibes praktisch studiert und erprobt haben.

Pag. 124. Eine weitere psychische Ausstrahlung des männlichen Sexualtriebes ist die sexuelle Renommisterei, die aus dem erhöhten Selbstgefühl entspringt, wie es die sexuelle Potenz im Mann entstehen läßt. Dieses Gefühl ist offenbar, wie die Eifersucht, ein Überbleibsel tierischer Ahnen und findet etwa im Hahn und im Pfau, überhaupt bei polygamen und reichgeschmückten tierischen Männchen eine gewisse Analogie. Wenn auch im ganzen harmloser, sind die Blüten, die dieser Urinstinkt treibt, kaum erhabener als die der Eifersucht. Er veranlaßt den Mann — in erster Linie natürlich den geistig minderwertigen Mann — dazu, mit seinen sexuellen Großtaten zu prahlen und dieselben zu übertreiben. Natürlich gilt hier nicht der täppische Renommist am meisten, sondern derjenige, der seine frechen und kühnen Taten mit einer gewissen Gelassenheit und Selbstverständlichkeit vorträgt. Solche, in sexuellen Dingen erfahrene, kühn und sicher auftretende Don Juans pflegen dem weiblichen Geschlecht unglaublich

zu imponieren, mögen sie sonst auch noch so dumm und wertlos sein. Eines haben sie instinktiv erkannt, nämlich die Schwäche der Weiber, durch das äußere Auftreten des Mannes, durch einen befehlenden Ton, eine kühne Tat, einen kühnen Schnurrbart, ein kühnes Wort derart suggeriert oder hypnotisiert zu werden, daß ihre Vernunft unterliegt und daß sie in Schwärmerei für den zweifelhaften Ritter verfallen und sich ihm willen- und urteilslos überliefern, wenn er es nur an dem nötigen Aplomb nicht fehlen läßt.

Die Liebe des Mädchens besteht in einem Gemisch von schwärmerischer Bewunderung männlicher Kühnheit und Größe, mit Sehnsucht nach Liebe und Liebkosungen, nach äußerlichem Beherrschtsein und innerer Liebesherrschaft. Diese Schwärmerei, verbunden mit der passiven sexuellen Rolle des Weibes, erzeugt einen Zustand der Exaltation, der oft an Ekstase grenzt und der jeden Widerstand des Willens und der Vernunft bricht. Das Weib gibt sich oder ergibt sich dem Manne, für den sie schwärmt oder der sie durch sein kühnes Auftreten zu hypnotisieren, zu erobern verstanden hat. Sie erliegt seinen Umarmungen, sie folgt ihm widerstandslos und ist in diesem Zustande zu allen Torheiten fähig und bereit — — — — — — — — — — — — — — —

Zahllos sind die Fälle, in welchen Mädchen, trotzdem sie die für sie furchtbaren sozialen und individuellen Folgen ihrer Schwäche kennen, trotzdem sie vielleicht dieselben schon einmal zu kosten hatten, sich sexuell mißbrauchen lassen, ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfs und ohne Spur eines Geschlechtsgenusses, einfach, um dem Mann eine Freude zu machen, weil er es begehrte, weil er halt so lieb oder so freundlich sei oder tue —

Ich konstatiere demnach, daß es sogar eine Reihe Frauen gibt, die ihren Ehemännern untreu werden, sich von verschiedenen Don Juans sexuell mißbrauchen lassen und die dabei in ihrem ganzen Leben niemals eine Libido sexualis oder gar einen Orgasmus venericus verspürt haben. Sie lassen sich in den Kot ziehen, Vermögen, Ansehen und Familie rauben; sie lassen sich selbst von denjenigen Männern, die sie mißbraucht haben, mit Fußtritten behandeln und bleiben ihnen dennoch gut — — — — — — —

Man pflegt von ihnen zu sagen, daß ihnen der ethische Sinn abgehe. Das ist durchaus nicht immer richtig. Sie können in anderen Hinsichten pflichttreu, aufopfernd, sogar energisch und

heldenmütig sein. Nur unterliegen sie dem männlichen Einfluß derart, daß sie nicht begreifen können, wie man da widerstehen könne. Sie finden das Nachgeben ganz natürlich, selbstverständlich sogar, und ihre Seele kann es nicht verstehen, daß die völlige körperliche Hingebung an den geliebten Mann nicht notwendig der schrankenlosen Hingebung ihres Herzens, oft aber einfach dem ersten Kusse folgen müsse — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe hier extreme, wenn auch sehr häufige Fälle erwähnt. Obgleich nur einseitig, illustrieren sie doch eine allgemeine Erscheinung weiblicher Liebesschwärmerei. Selbstverständlich sind ernste, höherstehende, vor allem besonnene Frauen selbst in ihrer Liebe ganz anders und überlegter. Aber in der echten schwärmerischen Verliebtheit des Weibes steckt stets, wenn auch häufig verschleiert und überkleistert, der eben geschilderte Zug.

Es ist nicht immer die Kühnheit und es sind nicht immer die Heldentaten nach Art der früheren Ritter, die das Weib für den Mann einnehmen. Auch äußere Vorzüge, wie Schönheit, Strammheit, Bartwuchs, wirken vielfach mit, wenn sie auch im ganzen weniger ausschlaggebend sind als in der Liebe des Mannes die körperlichen Vorzüge des Weibes. Intellektuelle Überlegenheit, ethische Taten, überhaupt die geistigen Leistungen des Mannes entzünden ferner sehr leicht die Schwärmerei des Weibes. Fast noch häufiger wird letztere jedoch durch den äußeren Erfolg der Männer entzündet; so z. B. durch gefeierte Schauspieler, Tenore, Schriftsteller, Offiziere, wobei die „Berühmtheit", das öffentliche Ansehen, am meisten wirkt. Bei ungebildeten oder geistig minderwertigen Frauen wirkt natürlich die Körperkraft und das äußere Ansehen hauptsächlich bezaubernd. Eine andere Art Zauber übt auf viel Frauen die Mystik. Solche begeistern sich dann für Prediger, überhaupt für Geistliche, namentlich für religiös schwärmerische Männer, religiöse Heuchler inbegriffen.

* * *

Forel macht zwar des öfteren aufmerksam, daß das normale Weib in Bezug auf das Objekt ihrer Liebe wählerischer sei als der Mann.

In dieser allgemeinen Fassung kontrastiert diese Behauptung mit der, wie wir gesehen haben, auch von Forel bemerkten Tat-

sache des häufigen Hanges zum Roué oder wie er ihn in seinen leiseren Andeutungen kennzeichnet: Eine allgemeine Erscheinung weiblicher Liebesschwärmerei, häufiger durch den äußeren Erfolg der Männer entzündet zu werden, als durch intellektuelle Überlegenheit, ethische Taten usw.

Diese allgemeine Fassung hat auch, wie ich mich bei einschlägigen Debatten öfter überzeugen konnte, zu Mißverständnissen und erzieherischem Verkennen der Sachlage Anlaß gegeben.

Wir müssen, um solche zu vermeiden, die Frage genauer differenzieren, in welchen Umständen die Wahl des Objektes der Liebe erfolgt — in der harmlosen Begegnung — auf dem Boden der offiziellen Belustigungen, des Flirt- und Heiratsmarktes — ob es sich handelt um die bereits erwachte und mächtige Libido sexuell schon Erfahrener — und müssen anhangsweise auch die in den sogenannten Vernunft- und Versorgungsehen begründeten Sexualverträge (Begattungsbereitschaften) mit in Betracht ziehen.

In der harmlosen, von der Komödie der verschleierten, erotischen Absichtlichkeit freien Begegnung der Geschlechter trifft allerdings der Mann leichter auf eine Mehrzahl weiblicher Individuen, die ihm auf den ersten Blick sexuell begehrenswert erscheinen. Er gerät dadurch häufiger in den Zustand der Unsicherheit der Wahl, während für das Mädchen „die Liebe auf den ersten Blick“ seltener, aber dafür vielleicht um so bestimmter und impulsiver ist. Das heißt, das Weib ist in den Imponderabilien der Sexualsympathien komplizierter abgestimmt als der Mann. Ich vermeide absichtlich das Wort feiner, denn ein Qualitätsvergleich ist wegen des Kardinalunterschiedes der sexuellen Aktivität und Passivität nicht ohne weiteres zulässig. Für die Passivität des Weibes gibt es eben zweierlei Zustand der Geschlechtsbereitschaft, einen libidinösbegehrlichen, den Wunsch und das Bewußtsein, sich mit Lust und Wonne voll und ganz hinzugeben, und den duldsam genehmigenden, der Hingabe ohne Lust und ohne die Spur eines Geschlechtsgenusses, aber auch ohne Widerwillen, den Zustand der resistenzlosen Gefälligkeit als selbstverständliche Dankbarkeit für das Begehrtwerden überhaupt, aus Dankbarkeit für geschmeichelte Eitelkeit, für wirkliche oder vermeintliche

Wohltaten — wenn sie nur im Augenblicke wohl taten —, endlich sogar aus Mitleid, weil „er“ sonst keine Gelegenheit habe oder damit ihn nicht der Sumpf der Prostitution verschlinge. Das letztere insbesondere als eine bemerkenswerte Abart des „Hanges zum Roué“ und bezüglicher Ehe-Entschließungen aus „Bekehrungsgründen“.

Daß die Mädchen mit der „Liebe auf den ersten Blick“ seltener herabsteigen zu einem inferioren Manne, weniger Neigung zu einer Mesalliance zeigen, ist unbestreitbar — die Zigeuner- und Kutscherehen der Luxuskreise gehören in ein anderes Kapitel, auf das wir gleich zu sprechen kommen.

Für die Aktivität des Mannes gibt es in der Regel nur einen Zustand des Geschlechtsbereitwerdens, das Erwachen einer Libido — wir sprechen noch immer von der absichtslosen harmlosen Begegnung. Das Analogon einer „staunenswerten Bereitwilligkeit häßlichen, älteren, sogar verwachsenen Weibern gegenüber“ gibt es nur höchst ausnahmsweise, die Regel bildet die relative Impotenzia coëundi und eine duldende Genehmigung des Begattungsaktes ist normalerweise ausgeschlossen.

Nun setzt aber das Weib nicht nur seine libidinöse, sondern, wenn vielleicht auch etwas weniger beredt, auch seine duldend genehmigende Bereitwilligkeit in jenes unwillkürliche und willkürliche Mienen- und Gebärdenspiel um, welches das Werben des Weibes in Umworbensein bedeutet.

Wenn man auch das mit in die Wahl des Liebesobjektes einbezieht, so müssen wir die Gültigkeit obiger Behauptung einschränken. Forel stellt dieselbe mit vollem Recht im Kapitel „Geschlechtstrieb“ auf; sie lautete jedoch vorsichtiger formuliert: „Das normale Weib (Mädchen) ist im spontanen Erwachen der Libido, der rein sinnlichen sexuellen Begierde, der lustbetonten Begattungsbereitschaft wählerischer als der Mann.“ Daß dieses „wählerischer sein“ als primitiver, nur auf die leibliche Vollkommenheit des Nachwuchses gerichteter Zuchtwahlinstinkt gesünder sei als die leichter und variabler auftretende Bereitschaft des Mannes, ließe sich nur dann behaupten, wenn man die von Forel ziemlich ausführlich gewürdigte Tatsache der häufigen Geschmackverwirrungen und der Bevorzugung rein äußerlicher Erfolge der Männer für das

Entzündetwerden der Liebe nicht in das Gebiet der absichtslosen Begegnung der Geschlechter, nicht unter das spontane Erwachen einer konkreten Libido, sondern der Verführung durch das Milieu einreiht.

Jedenfalls aber bedeutet die Seltenheit dieser mit fast augenblicklichem Bewußtsein der Begattungsbereitschaft verbundenen Liebe auf den ersten Blick trotz ihrer größeren Bestimmtheit und Ausdauer neben dem Überwiegen der rein passiven Bereitschaft aus anderen Motiven — Venale und Versorgungsentschlüsse hier natürlich ausgenommen — eine wesentlich größere Unsicherheit des primitiven Zuchtwahlinstinktes beim Weibe, was eben vollkommen ihrer passiven Rolle entspricht.

Mit diesem Entsprechen soll jedoch in keiner Weise präjudiziert werden, daß diese Unsicherheit nicht einer erzieherischen Korrektive bedarf zum Schutze gegen die Entartung im modernen Kulturleben. Für diese Anschauung spricht insbesondere die Tatsache, daß diese Unsicherheit bei der robusten ländlichen Bevölkerung wesentlich geringer ist, zum Teil wohl durch die weniger komplizierten Charaktere, doch viel, viel mehr durch den Umstand, daß dort weniger sexuelle Geheimtuerei, somit weniger ungestillte sexuelle Neugierde und eine gesündere, weil weniger frustrane Erotik herrscht.

Damit aber ist für unsere erzieherische Betrachtung gegeben, daß wir im Leben nicht mit dem Verhältnisse des Geschlechtstriebes von Weib und Mann, sondern mit den von Begattungsbereitschaft des Weibes zum Geschlechtstriebe des Mannes zu rechnen haben, daß wir in dem Begriff Wahl des Liebesobjektes vom Standpunkt der Zuchtwahl auch die in duldend genehmigender Bereitwilligkeit vorhandenen vorläufigen Gattenwahlideen in Phantasie und Wort, die darin verwirklichten Hingebungs- und Eheentschließungen und eventuell auch die Rückwirkung solcher vorläufiger Ideen auf spätere Entschließungen miteinbeziehen müssen. Dann können wir aber ein „Wählerischersein“ im Sinne einer größeren Feinheit in der Wahl des Liebesobjektes dem Weibe nicht mehr zubilligen, mögen der von Libido freien Geschlechtsbereitschaft noch so edle Motive zu Grunde liegen.

Nehmen wir aber an, daß nur ein sehr kleiner Teil der duldsam genehmigenden Begattungsbereitschaft als dunkles Ahnen der Bestimmung des Weibes zur Mutterschaft in der harmlosen absichtslosen Begegnung der Geschlechter spontan entsteht, so haben wir den größeren Rest in der zweiten Gruppe der absichtlichen Begegnung, dem Flirtboden des Heirats- und eben auch Verhältnismarktes, zu betrachten.

Gewiß liegt in dem absichtlichen Aufsuchen dieses Bodens an und für sich nichts Minderwertiges; es ist eine soziale Erscheinung, eine Notwendigkeit in der Anhäufung der Bevölkerung in größeren Städten, wo sich somit der einzelne derart in eine Enge seiner Berufsstraßen verlöre, daß ihm seine ohnehin schon komplizierte komplementäre Auslese noch ungleich schwerer würde.

Hier ist über das männliche Werben zumeist nur von den beiden Extremen die Rede: der einfacheren, natürlichen, verschämten des naiv schüchternen Jünglings und von der tollen Bravour des sexuell erfahrenen und damit mehr minder renommierenden Don Juans, die dem weiblichen Geschlechte unglaublich zu imponieren vermögen, mögen sie sonst auch noch so dumm und wertlos sein.

Hören wir einmal, was Lhotzky in seinem „Buch der Ehe“ sagt:

„... Aber der Mann hat die Verpflichtung, nur dann zu werben[1]), wenn er ernsthaft die Ehe will und die nötige körperliche Gesundheit und wirtschaftliche Kraft dazu hat. Also zunächst nur in den Jahren seiner körperlichen und wirtschaftlichen Vollreife.“

„... Aber dann folgt die Zeit der ernsten Entscheidung. Es gehört die ganze Ehrenhaftigkeit des Mannes dazu, sie nicht früher durch sein Werben herbeiführen zu wollen, als bis er sie mit vollem Nachdruck verantworten kann. Ein Mädchen kann meist nicht die Lage des Werbers übersehen und beurteilen. Sie gewinnen und festlegen zu wollen, ehe die Lebensverhältnisse geordnet sind, ist frevelhafter Leichtsinn. Es gibt kaum etwas Traurigeres als alternde Bräute.“

Und gerade für diese Männer gibt es noch etwas, in seinem Wesen Tief-Ernstes, Edel-Ritterliches, eine stolze, aber darum nicht minder großmütige Selbstzucht, die nicht den allgemeinen Zug weiblicher Schwärmerei für augenblickliches, oberflächlich seelisches Wohltun ausnützen, um zur Befriedigung der persönlichen Eitel-

[1]) Sinngemäß: ... hat das Recht zu werben erst dann, ...

keit eine „Eroberung“ zu machen, d. h. durch mancherlei erotischen Kitzel die konventionelle Bekanntschaft beim Weibe in den Zustand der Geschlechtsbereitschaft hinüberzuführen trachten.

Sie werben nicht erotisch, um die Eroberte erst nachher für die offizielle Werbung der Gattenwahl zu prüfen, sondern sie prüfen erst, ehe sie werben. Sie fänden es als eine Entweihung der künftigen Gattin und Mutter, die Gattenbereitschaft durch geflissentliche Manöver zu forcieren, und warten in Beherrschung der eigenen Triebe, ob sich zur errungenen Achtung und gesellschaftlichen Sympathie spontan die höchste Weihe der Ergänzung von Mann und Weib findet.

Es gehört eine ziemliche Portion kritischer Genügsamkeit dazu, um dieses stumme Werben unter die Rubrik „zaghafte Schüchternheit“ einzureihen, eine höchst mangelhafte Menschenkenntnis der Mütter, Tanten u. dgl., um hier als Vorsehung nachhelfen zu wollen, und die ganze bornierte Ungeduld eines mit Romanen gefütterten Mädchengehirns, um solche Männer durch plumpe Rivalitätsmanöver oder geflissentliches Entgegenkommen zur Entscheidung drängen zu wollen.

Sehr oft wird von den Frauen geklagt, daß die Männer die Feinheit der Frauenseele nicht zu würdigen verstehen, jede Regung nach geistigem Anschlusse, nach Zärtlichkeit und Ritterdiensten gleich für Begattungstrieb zu halten u. s. f., und doch wissen die meisten den Unterschied zwischen Schüchternheit und ehrenhafter Zurückhaltung erst dann zu machen, wenn sie wenigstens einmal die traurige Erfahrung gemacht haben, das erotische Spielzeug eines Don Juans gewesen zu sein.

Kann auf diesem Gebiete der eroberten Begattungs-Bereitschaft — sei es einer lustbetonten oder duldsam genehmigenden — das Weib noch beanspruchen, als „wählerischer“ zu gelten im Sinne feinerer, höherwertiger Nuancen?

Wer weckt die erste Bereitschaft und wie? Und wer wollte im Ernste den ehrenhaft zurückhaltenden Männern die Don Juan-Manieren und Renommisterei zumuten?

Die Fragen beantworten sich von selbst. Gerade auf diesem Gebiete eignet unseren Mädchen die größte Unsicherheit selbst des primitivsten Zuchtwahlinstinktes, gar nicht zu reden von dessen höherem Ausbau und Veredlung.

Wir werden in der naturwissenschaftlichen Erklärung genauer darauf zurückkommen.

Die dritte Betrachtungsreihe bildet das Bereich der entweder veranlagten oder durch sexuelle Praxis erworbenen stark ausgeprägten Libido, die uns als allgemeiner Sexualdrang im Bewußtsein steht, nicht erst beim Erscheinen eines Objektes auftritt, sondern uns mehr weniger impulsiv auf die Suche nach einem solchen treibt, also der allgemeine absolute Detumeszenztrieb.

Dieser Betrachtung möchte ich eine Äußerung Forels vorausschicken:

„Der Sexualtrieb ist durchaus nicht mit dem Laster und die sexuelle Kälte ebensowenig mit der Tugend identisch. Libidinöse männliche Naturen, selbst wenn sie gut sind, brauchen aber einen starken Willen, um den ihre sexuelle Sinnlichkeit überall anreizenden Verführungen zu widerstehen; somit verschlingt der Sumpf viele an und für sich gute Männer. In dieser Hinsicht haben es die kalten Naturen gut: sie können sich mit dem Heiligenschein der Sittsamkeit schmücken und damit die Fehler und Schwächen, die ihnen auf anderen Gebieten anhaften, zu überstrahlen suchen."

Und eine Außerung Freys:

„...Man kann eben ein Alter annehmen, wo in der Mehrzahl männlicher und weiblichen Organismen die Haupterregung der Keimdrüsen ein dringendes, durch keinerlei Ableitung zu beruhigendes Bedürfnis schafft."

Also nicht von dem bei Männern und Weibern vorhandenen Prozent einer derartig kräftig vorhandenen, an kein Objekt gebundenen Libido, sondern von dem Prozentverhältnisse und dem Grade der daraus hervorgehenden Mesalliancen in Ehe und Verhältnis einerseits, der Vernunftherrschaft andrerseits muß es abhängen, ob Mann oder Frau „wählerischer" zu sein vermögen.

Forel meint: „Wenn auch der Mann in seiner Verliebtheit gewalttätiger und stürmischer ist, so verliert er trotzdem durchschnittlich viel weniger die Besinnung als das Weib. Und in diesem Sinne kann man wohl sagen, daß die Macht der Gefühle beim Weibe trotz dessen passiver Rolle eine noch größere ist."

Es ist gewiß nicht zu übersehen, daß das Weib in seiner sexuellen Dankbarkeit konservativer und konsequenter ist als der Mann und derart im Sinnesrausche leichter zu Dauerverbindungen inkliniert, aber dennoch sprechen die Zigeuner- und Kutscherehen

eine recht beredte Sprache. Wahr ist, daß viele geistig hochstehende Männer Mädchen aus dem Volk geehelicht, mancher hat eine ehemalige Köchin zur gesellschaftsfähigen Dame gemacht, mancher Kaufmann ein „Verhältnismädchen“ aus dem Kreise seiner Verkäuferinnen zur Kommerzialrätin, aber es hat noch keine Komtesse ihren Leibzigeuner oder -kutscher zum Kavalier gemacht.

Bekannt ist endlich, wie leicht die Frau dem Künstler und Genie ein selbst hochgradiges Saloppsein in Kleidung, Reinlichkeit und Benehmen nicht nur verzeiht, sondern ihm gegenüber auch geschlechtsbereit ist — eine Erscheinung, die umgekehrt wohl kaum beim Manne zu beobachten ist.

Eine Frau, die in ihrem öffentlichen Auftreten salopp wäre, verzichtet von vornherein auf Eroberungen, während gewisse „Genie sein wollende“ gerade damit auf erotischen Fang ausgehen.

Den tieferen Sumpf in dem Kapitel ungezügelter sinnlicher Leidenschaft können wir füglich übergehen.

Noch erübrigt uns anhangsweise die Wahl des Sexualobjektes in den sogenannten Opportunitäts- und Vernunftehen zu prüfen. Die reinen „Geldehen“ leisten an schwindelhafter Kampfesweise und gegenseitigem Betrug so viel Niedertracht, daß es sich des Vergleiches, wer wählerischer ist, gar nicht lohnt.

Das große Kontingent der Versorgungs-Ehen wollen wir etwas milder beurteilen. An Vorschwindeln von nichtbestehenden Gefühlen leistet die Frau in verspäteter Wertschätzung des soliden Mannes aus Versorgungsnotwendigkeit auch ganz Gewaltiges. Aber seien wir milde — der Mann kann sich eben leichter mit einer Haushälterin aushelfen, als das unversorgte Mädchen sich einen Haushälter nehmen, aber daß in dieser Sorte von Ehejägerei die Frauen wählerischer seien als die Männer, das sollen sie wenigstens nicht behaupten wollen.

Wir sehen also, abgesehen von dem ganz geringen Kontingente weiblicher Liebeswahl in oben charakterisiertem Sinne der „Liebe auf den ersten Blick“, von der duldsam genehmigenden Geschlechtsbereitschaft an, die mindestens schon ebensooft vor der Qual der Wahl steht als der Mann mit seiner leichter erregbaren Libido, bis zu den letzten konventionell sanktionierten Formen der venalen Hingabe aus Versorgungsgründen das Weib durchaus weniger wählerischer als der Mann.

Die darin zum Ausdruck kommende Unsicherheit der weiblichen Zuchtwahlinstinkte muß einmal den Erzieherkreisen um so nachdrücklicher ins Bewußtsein gerufen werden, als dem weiblichen Geschlechte im Kulturleben allmählich eine etwas aktivere Rolle im sexuellen Werben zugekommen ist und mit Recht noch mehr zukommen wird. Aber eben die Ausdehnung der Lehre von dem instinktiv sichereren Fühlen und Handeln der Frau auf tatsächliche Zuchtwahl-Handlungen ist eine unwahre Legende, die nur zu erzieherischer Indolenz unserem weiblichen Nachwuchs gegenüber veranlassen kann und in nur zu weitem Ausmaße veranlaßt hat.

Wir befinden uns mit dieser unserer Anschauung durchaus im Einklang mit Prof. v. Krafft-Ebing, der in seiner Psychopathia sexualis im ersten Kapitel: Fragmente einer Psychologie des Sexuallebens, u. a. sagt:

„Die Liebe der ersten Jugend hat einen romantischen idealisierenden Zug. Sie verklärt den Gegenstand der Liebe bis zur Apotheose. In ihren ersten Anfängen ist sie eine platonische und wendet sich gern Gestalten der Poesie, Geschichte zu. Mit dem Erwachen der Sinnlichkeit läuft sie Gefahr, ihre idealisierende Macht auf Personen des anderen Geschlechtes zu übertragen, die geistig, körperlich und sozial nichts weniger als hervorragend sind. Daraus können Mesalliancen, Entführungen, Fehltritte entstehen, mit der ganzen Tragik der leidenschaftlichen Liebe, die in Konflikt gerät mit den Satzungen der Sitte und Herkunft und zuweilen im Selbstmord oder Doppelselbstmord ihren düsteren Abschluß findet."

„Im allgemeinen imponieren dem Weibe beim Manne und wirken anziehend Körperkraft, Mut, Edelsinn, Ritterlichkeit, Selbstvertrauen, eventuell selbst ein gewisser Übermut und ein Betonen der Rolle des Starken und Herrschenden gegenüber dem schwachen Geschlechte.

Selbst das Renommee eines Don Juan macht vielfach den Mann interessant und anziehend für das Weib, gleich als läge darin eine Gewähr für die Potenz desselben, wobei freilich das unerfahrene Mädchen keine Ahnung hat, welche Gefahren auf dasselbe in Gestalt von Lues und chronischer Urethritis durch eine Verbindung mit dem interessanten Sünder lauern können. Auf Backfische, aber auch auf reifere Weiber übt der vom Beifall der Menge beglückte Schauspieler und Sänger, nach Umständen auch der Zirkusreiter

und Athlet oft einen faszinierenden Einfluß aus, wenigstens werden derlei Künstler allenthalben von der Damenwelt angeschwärmt und oft mit Liebesbriefen überschüttet."

Es wäre ein leichtes, noch manche Belege aus der einschlägigen Literatur zu bringen, so insbesondere aus dem umfassenden Sammelwerke von Dr. J. Bloch, doch will ich und kann ich, um nicht weitläufig zu werden, darauf verzichten. Ich erwähne ferner Ph. Frey „Der Kampf der Geschlechter" und Lhotzky „Das Buch der Ehe".

Dort finden sich zum Teil direkte Bestätigungen, zum Teil eine Reihe von Forderungen und Lehren, die nur auf die verspätete und oft zeitlebens mangelhafte Wertschätzung echter Mannestugend und Wert seitens der Mädchen und Frauen im Liebeswerben vor und in der Ehe gemünzt sein können. Wir werden auf diese Aussprüche wegen ihres didaktischen Wertes im Schlußkapitel zurückkommen — jedenfalls haben beide Autoren durchaus nur in der Absicht, mildernd und versöhnend auf den „Kampf der Geschlechter" einzuwirken, und aus dem ethischen Bedürfnisse nach diesem Kulturfortschritte heraus gesprochen.

Nicht minder wichtig ist jedoch für mich, mitten in meiner Arbeit eine Bestätigung meiner These aus berufenem Frauenmunde zu erhalten. Erst kürzlich streifte Frau Klara Ebert in einem öffentlichen Vortrag über „Liebe und Ehe im Lichte einer neuen Ethik" unsere Fragen.

Sie anerkennt vor allem, daß gerade unter den germanischen Völkern der Frau am frühesten höhere Achtung und Verehrung gezollt wurde, ihre soziale Position die beste war, daß Christentum und romanischer Einfluß manches davon zu Ungunsten der Frau geändert habe. Nicht das sei heute die Frage, daß die Frau zwischen Ehejägerei oder Ehefeindschaft wähle, sie muß Ehekünstlerin werden. Davon seien sie heute weit entfernt. Den Pflichten der höchsten Mutterwürde, der Erziehung unserer Kinder seien die wenigsten gewachsen. Speziell die Mädchen würden höchstens zum Geheiratetwerden aufgezogen, nicht aber für ihren edlen Frauenberuf, der Erzieherin ihrer Kinder und geistigen und seelischen Gefährtschaft des Mannes. „Im Charakter noch unreif, werft ihr eure Töchter halb entkleidet in den Ballsaal einer mehr oder weniger alkoholisierten Tänzerschar in die Arme, setzt sie deren lüsternen Blicken und oberflächlich sinnlichen

Schmeicheleien und intimen Berührungen von einem Arm in den anderen aus, ihr macht die halb enthüllten und herausgeputzten jungfräulichen Reize zum erotischen Kitzel für die Begierden der Männer, die dann in den Armen einer Dirne austoben".

Man mußte der klassischen Schilderung Willi Hellpachs denken, die ich zum Teile hier zitiere:

„...In seinen offiziellen Belustigungen, seinen Abendessen, Jours, Kränzchen, Bällen usw. findet nun der Mann der oberen Stände, auch der mittleren, nicht etwa das ersprießliche Gegengewicht gegen jenes spezifisch junggesellenhafte Genießen, sondern dessen Fortsetzung in etwas verhüllter, raffinierter Form. Von vornherein wird das Verhältnis der Geschlechter zueinander in jenen Schleier der Befangenheit, der Absichtlichkeit gehüllt, die einen leise prickelnden Reiz aufs Begehren üben und den Mann in einen Zustand unerquicklicher Spannung versetzt, Spannung, für die er oft nur eine Entladung findet — den Geschlechtsgenuß, den er sich kaufen oder erlisten muß — und so tritt er gerade aus den Eindrücken des offiziellen Genußlebens heraus als Kunde der Prostituierten, als Partner des Verhältnisses, als Verführer ins großstädtische Nachtleben."

‚Diesem Unheil reicht ein merkwürdiger Zug im Genußleben des einfacheren Weibes zum Überfluß noch die Hand. Ich meine jenen Servilismus, jene erotische Bedientenhaftigkeit, die schon im Klatsch, in der Lieblingslektüre der unteren Schichten ihren Ausdruck findet und die sich gewissermaßen geschmeichelt fühlen, vom vornehmen Manne des Anbandelns gewürdigt zu werden.'

‚...Das ist in den letzten Lustren leider nicht besser, eher vielfach noch schlimmer geworden, das um jeden Preis ‚fair sein wollen', mit dem das einfache Mädchen sich so häufig lächerlich macht, umspannt eben auch den Ehrgeiz, mit einem vornehmen Verehrer ‚zu gehen'.'

„Und das", so fährt Frau Ebert fort, „soll das Milieu sein, in dem sich Mann und Weib zur verantwortungsvollsten Entschließung fürs ganze Leben finden sollen? Er kennt von ihr nur die aufgeputzte Körperlichkeit, sie von ihm nur seine gesellschaftliche[1]) Gewandtheit.

[1]) Es sollte vielleicht deutlicher heißen, seine erotische Gewandtheit. In der dem Vortrage folgenden Diskussion mit einer Dame erzählt mir diese: ein

Wo bleiben da die Bedingungen für die Entwicklung einer Wertschätzung des anderen Geschlechtes im Sinne einer gesunden Zuchtwahl?"

Der erwähnte Vortrag traf mich mitten in meiner Arbeit und gerade die letzten Worte sind mir im Hinblick auf meine schon im Beginne festgelegte Erklärung und Definition geradezu aus der Seele gesprochen. Ich kann es hier nicht unterlassen, der wackeren Vorkämpferin Frau Ebert für diese ahnungsvolle Bestätigung meiner Ansicht aus Frauenmund meinen Dank zu sagen.

Wir haben also nach den erwähnten Beispielen und sonstigen kulturgeschichtlichen Belegen mit folgenden Tatsachen zu rechnen:

Bei unseren Mädchen stimmt der Eintritt der tatsächlichen Geschlechtsreife und damit mindestens relativen Geschlechtsbereitschaft und wenigstens allgemeinen unbestimmten Sexualdranges zeitlich je nach den Gesellschaftsschichten ziemlich überein mit der sozialen Gewohnheit, die Mädchen sexuellen Werbungen und Anregungen wenigstens in ihren Anfängen zugänglich zu machen.

Aus der Tatsache, daß in allen scheinbar oder wahrhaft einem höheren Sittlichen zustrebenden Bevölkerungsschichten eine Gardierung der Mädchen vorgesehen ist, andererseits in der Tatsache, daß dort, wo diese Gardierung fehlt, fast ausnahmslos — wenn man nicht aus der Not eine Tugend machen will — dem Erreichen einer monogam monandrischen Regelung des Sexualbedürfnisses oft ziemlich abwechlungsreiche Erfahrungen vorausgehen, auch unter Umständen, wo das Weib dabei dennoch nicht sittlich verdorben ist und sich noch immer die Eignung zur braven Mutter und Gattin bewahrt hat, liegt ohne weiteres das Eingeständnis, daß wir dem Mädchen, obwohl wir es sexuellen Werbungen mehr weniger zugänglich machen, noch nicht jene Reifheit der Kritik zumuten, welche erzieherisch genügend festgewurzelt gleichbedeutend wäre mit moralischem Zuchtwahlinstinkt und welche dem heutigen Kulturniveau und dessen anzustrebender Erhöhung entspräche.

Daß der dem weiblichen Pubertätsalter eigentümliche, noch nicht völlig ausgereifte Zuchtwahlinstinkt die höheren intellektuellen

---

18jähriges Mädchen aus der besten Gesellschaft habe jüngst als Ballgespräch ihren Tänzer gebeten, er möge ihr doch lieber etwas aus seinem Vorleben erzählen.

und ethischen Qualitäten am Sexualwunschobjekt ziemlich vernachlässigt, ja sich sogar weniger von den effektiven somatischen Vorzügen als von dem Maßstabe möglichst vieler vorausgegangener Sexualsiege leiten läßt und darnach die Wertigkeitsskala aufstellt.

Daß sehr viele Frauen zeitlebens auf diesem Standpunkte beharren.

Daß eine weitere sehr große Anzahl — insbesondere für die Mittelstandsehe gilt dies — erst nach mannigfachen Flirten und Enttäuschungen oft nur wegen der materiell dringlichen Notwendigkeit einer baldigen Versorgungsheirat resignierend zur Wertschätzung des soliden Mannes gelangt.

Daß sich in vielen dieser Fälle erst mit dem Momente der Mutterschaft das Gefühl der Resignation in das der Satisfaktion und relatives leider wieder nicht immer sehr stabiles Glücksgefühl verwandelt.

Daß insbesondere im akademischen Mittelstand, dem kräftigsten Kulturträger unter den heutigen schwierigen sozialen Verhältnissen mit dem weiten Hinausrücken der Verehelichungsmöglichkeit dem jungen Manne, der solid und ehrlich erst dann als Liebeswerber auf den Plan tritt, wenn er die materielle Verantwortlichkeit für die Erhaltung der Gattin übernehmen kann, nur die Wahl bleibt zwischen Mädchen, die in soundso viel vorangegangenen Flirten von weniger gewissenhaften Männern sozusagen angenascht wurden manchmal bis zur moralischen Entjungferung und sogar weiter — und solchen, die durch körperliche oder geistige Mängel sozusagen als Ausschußware von den Feinschmeckern verschmäht, aus der Not eine Tugend gemacht haben.

Daß die Heiratslust der jungen Männer teils aus Erfahrung, daß sie sich auch so weiterbehelfen können, teils, und zwar bei den soliden, weil meist nur angenaschte Früchte oder Ausschuß für sie übrig bleiben, entschieden im Abnehmen begriffen ist, und zwar um so deutlicher und rascher, je mehr und trotzdem die Mädchen ihren geschlechtlichen Mehrwert durch Putz und Luxusansprüche in den offiziellen Werbeamüsements auf die Spitze treiben wollen und je weniger sie damit an die Möglichkeit eines höheren sozialen Wertes als Gefährtin und Mutter, als Hausfrau und Erzieherin ihrer Kinder denken und sich hierin für die Ehe vorbereiten.

III.

Soziale Konsequenzen.

In dem Meere weiblicher Verstellunskünste hat männliche Plumpheit seit Jahrtausenden auf einen Fels gebaut: die anatomische Jungfrauschaft.

Nun höre ich förmlich den Einwand: ja, wenn's mit den eben konstatierten Tatsachen seine Richtigkeit hätte, so müßten doch deren ungeheuerliche Rückwirkungen auf Menschenlos und Glück und Würde schon längst so allgemein drückend empfunden werden, daß man längst an Remedur gedacht hätte. Dem ist jedoch nicht so, also — — —

Gemach, auch der Maulwurf, der emsig unter der Erde wühlt, sieht die Sonne nicht, Tausende und aber Tausende genügsamer Böotier merken vom Laufe der Gestirne nichts, obwohl sie wohl hundertemal den nächtlichen Sternenhimmel beschwärmt und bewundert haben.

Ja, erst dieser Tage sagte mir ein höherer Truppenoffizier — nebenbei ein begeisterter Weidmann und Naturfreund, der aus lauter Dienstesrücksichten stets nur im Winter auf Urlaub gewesen — er habe den Frühling und Sommer im Walde nie genossen, nicht das blühende Veilchen, den summenden Käfer gesehen, weil man eben bei den Übungen andere Dinge im Kopfe hat.

Das ist es eben, daß vieles und so vieles doch da ist — und seine Existenz nicht geleugnet werden darf, weil die Mehrzahl der Menschheit achtlos, teils in seiner Aufmerksamkeit anderweitig gebunden, ohne Vermerk daran vorübergeht, als da sind:

Für unseren Fall die sozial Genügsamsten, denen deshalb die Möglichkeit der Jugendehe geboten ist, weil die Frage für sie belanglos ist;

Jene soziale Schicht, wo der Ehe die physische Probe, ob man wohl zueinander passe, vorausgeht, denn wer selbst schon öfter probiert hat, muß sich die Vorbenützung der anderen Seite

gefallen lassen. Auch wird wohl manche nicht sehr ernst gemeinte Probe unterlaufen sein.

Einseitige Arbeitsnaturen durch alle Schichten, die nur der Sexualliebe bedürfen, nur aus Bequemlichkeit und Opportunität heiraten.

Der Hauptgrund für das Nichtbeobachten ist wohl eine gewisse ethische Genügsamkeit, Bedürfnislosigkeit, die in höheren Gesellschaftsschichten ganz gut den Namen Indolenz verdient.

Und die es sehen? Ein Teil sieht es vielleicht, will es aber nicht sehen, ein Teil sieht und leidet und schweigt, weil er sich schämt, von der Allgemeinheit abzustechen, wieder; ein Teil sieht, doch erst später und schweigt, weil er sich nicht retrospektiv selbstanklagen will, teils resignierend, teils aus Gewissensdruck und Selbstbeschönigung, wieder ein Teil schweigt aus listigem Eigennutz.

Das Verschweigen der Tatsachen vermag nun aber in keiner Weise die Konsequenzen zu lindern oder abzuhalten.

Wenn's nur beim Verschweigen allein bliebe, aber dazu kommt nun die gerade auf dem Gebiete der sexuellen Frage so ungeheuer tief eingewurzelte Heuchelei und die Sucht nach der billigen Entschuldigungsphrase: andere machen es auch nicht besser, und ferner der gewisse Automatismus, der im alkoholistischen Eiferwahn sein Schulbeispiel zeigt, der die mehr minder bewußte Eigenschuldempfindung in Anklage des eigentlich Geschädigten umsetzt.

Heuchelei und der „Angriff ist die beste Verteidigung" Mechanismus sind ihrerseits nun geeignet, die sozialen und ethischen Konsequenzen erst recht ins Kraut schießen zu lassen und eine heillose Verwirrung anzurichten.

Es ist dies ein Gedanke, der sich mir immer und immer aufdrängt, wenn ich in der einschlägigen Literatur von den Mißerfolgen der Gleichberechtigungsbestrebungen für die Frauen lese.

Der Kampf ums gleiche Recht darf vernünftigerweise nicht zum Kampf ums gleiche Unrecht gegen das ethische Niveau unserer Ehen werden.

Darauf läuft ja die Frage endlich hinaus: wenn unter den heutigen sozialen Verhältnissen der Eheschließungstermin weit über den Zeitpunkt der erreichten Geschlechtsreife hinausgeschoben ist, wenn diese Hinausschiebung den sexuell aktiven und daher bedürftigeren Mann sowohl intensiver als zeitlich extensiver trifft als

das Weib, wenn unter diesen Umständen wenige Männer mehr „ohne Vorleben“ in die Ehe treten, so kann man daraus nicht ohne weiteres das Recht der Weiblein auf sexuelles Vorleben deduzieren, ohne diesen Kampf ums gleiche Recht einen Kampf ums gleiche Unrecht zu nennen.

Man kann diesem Kampf auch nicht einmal die Entschuldigung der Zweckmäßigkeit im Sinne des ethischen Fortschrittes zubilligen. Mag man immerhin der dermaligen Generation den außerehelichen Präventivverkehr unter gewissen Umständen mit dem Rechte zusprechen, daß nicht einzelne für die Unterlassungssünden der vorausgegangenen Generation und deren Konvention und Gesetzmacherei büßen sollen — für den Kampf um die Zukunft jedoch soll keine Entschädigungspolitik im Fortwursteln, sondern einzig und allein eine naturwissenschaftlich begründete Ethik die Stellung der Frau und damit das seelische Niveau unserer Ehen heben.

Da wir aber Triebe weder durch kategorische Imperative noch gesetzlich regeln können, so müssen wir ihnen eben einerseits entgegenkommen und sie andrerseits nicht in Prüderie und Heuchelei entarten lassen, sondern in zielbewußter Aufrichtigkeit zu veredeln und zu zügeln trachten.

Das Entgegenkommen ist wesenseins mit der Jugendehe. Dieselbe zu fördern, ist ein hohes Interesse des Weibes und durchtobt den Existenzkampf des Weibes auf allen Linien.

An diesbezüglichen Verlästerungen der „eingefleischten Junggesellen“, der geldgierigen Mitgiftjäger usw. einerseits, an Mittelchen und Künsten der Koketterie und des Männerfanges andrerseits ist wahrlich viel geleistet worden, an Selbsterkenntnistrieb — inwieweit sind wir Weiblein selber schuld an dem Rückgang des Heiratstriebes — und auf richtiger Erkenntnis fußenden Besserungsvorschlägen und Bestrebungen bis in die jüngste Zeit blutwenig.

Folgen wir dem Entwicklungsgang so vieler Mädchen, so sehen wir am ungezwungensten die Konsequenzen sich entwickeln. Das Mädchen macht, meist knapp anschließend an seine Pubertätszeit — Backfisch- und Pensionatsjahre — in grellem Kontrast zu den jungen Männern einen jähen Sprung aus dem Horte erzieherischer Abgeschiedenheit in die gesellschaftliche Welt, sie wird „eingeführt“, und aus dem nichtigen Backfisch soll mit einem jähen Ruck eine junge Dame werden, deren gesellschaftlicher Rang sich durch die elterliche, meist väterliche Berufsstellung ergibt.

Dieweile schmachtet der einstige gleichaltrige Jugendgespiele noch hinter den Klassikern und quält sich für seine Matura. In des Mädchens Augen sinkt der einstige treue Spielkamerad zu einer nichtigen Schülerexistenz herab, der erst etwas werden soll, während sie schon etwas ist, und zwar — in erster Linie geladen voller Neugierde und Sehnsucht nach Aufklärungen, die ihr erzieherische Prüderie und Heuchelei so lange schon vorenthalten, in steter Erwartung, ob wohl das längst geträumte Ideal in Wirklichkeit zu finden wäre.

Da nun aber nichts schwerer zu erfüllen ist im Leben als Wünsche, über die beim Wünschenden selbst auch keine volle Klarheit und reife Kritik herrscht, so kommt es zu allerlei Vergleichen: da ist der hübschere, aber zu ernst und langweilig — dort der andere, aber ein gar zu arger Courschneider— dort eine kleine Ermunterung, da eine kleine Zurechtweisung, die aber mehr Neugierde als Entrüstung verrät — die reinste Flirtlizitation!

Viel später treten die einstigen Jugendgespielen auf den gesellschaftlichen Plan. Wohl viele mögen aus dem Zusehen und aus der seinerzeit empfundenen Zurücksetzung die Lehre gezogen haben, sich auch möglichst bald zu Flirtvirtuosen heranzubilden, nur fällt die aktive Rolle doch etwas schwerer, und die halben und drei viertel Liebeserklärungen nur aus Prinzip und seinem Unterhalter-Renommee zuliebe aus dem Ärmel zu beuteln, braucht längere Lernzeit, als selbe hinter dem Fächer mit verschmitztem Erröten anzuhören.

Zu einer die holde Weiblichkeit befriedigenden Fertigkeit aber bringt es doch nur derjenige, der sich vor frustranen Erregungen zu schützen weiß, d. h. in hundert von hundert Fällen in den Armen der Prostitution abreagiert. Das macht aber nichts, sagt die Mehrzahl der berufenen Erzieher; Jugend muß austoben.

Daß die heranwachsende Generation ihre Eltern an Schulwissen überragt, ist insbesondere zwischen Töchtern und Müttern häufig und erschwert erzieherische Korrektive.

Auch die Zahl derjenigen Mädchen, die bald nach dem „In die Welt gehen“ nach kurzer Brautschaft in die Ehe treten, ist nicht nur an sich gering, sondern in deutlichem Rückgang. So kommt denn auch bald über den größeren Rest eine gewisse Ernüchterung. Die Flirthelden denken noch gar nicht ans Ehejoch und manche Mutter fängt mit Vorwürfen an, den und jenen ernsten

jungen Mann, der sich mittlerweile eine Lebensposition mit sicherer Zukunft errungen, hätte Fräulein Tochter doch nicht so kühl behandeln brauchen.

Der Konkurrenzkampf nimmt zu, wird mit allerlei Luxus- und Gefallsuchtskünsten geführt; angeblich wollen es ja die Männer nicht anders; zum Flirten mag ja sein, und nur für die Flirthelden hatte man ein Auge, um so mehr, als der nach außen mühsam zur Schau getragene Luxus immer mehr die bescheidene Häuslichkeit verbergen heißt und sich somit jede Begegnung nur mehr am Flirtboden abspielt.

Den mehrfach verpatzten Heiratschancen wird nun zur Selbstentschuldigung die Mitgiftgier der Männer vorgeschoben und dieweil man am ärgsten darüber lästert, bearbeiten die Vorsehung spielenden Mütter und gute Tante usw. die süße Kleine mit dieser oder jener guten Partie, der ein sehr anständiger, solider Mann sei, eine gute sichere Zukunft bieten könne, denn das sei schließlich doch die Hauptsache und alles andere finde sich dann schon in der Ehe. Da werden den einstigen „Idealen" noch ganz gründlich die Flügel gestutzt und man entdeckt auf einmal das Talent zur geistig und ethisch genügsamen Hausbackenheit und wartet auf das Weitere, das sich dann finden soll.

Die weibliche Natur neigt einmal zu Extremen. Die einmal verfehlte Mittelstraße ist nie mehr von vorneher leicht anzugehen und das Rad der Zeit läßt sich ebensowenig zurückstellen und ebensowenig als die verlorene körperliche Jungfräulichkeit, so wenig kehrt jener zarte Hauch der Mädchenknospe zurück, wenn ihn ein libidinöser Flirt abgestreift.

Und auch der Mär von der Mitgiftgier der Männer muß — soweit nicht soziale und kommerzielle Kautionspflicht in Betracht kommen — einmal mit einer nüchternen Mathematik zu Leibe gerückt werden, und dies speziell für den akademischen Mittelstand.

Wenn man einerseits bedenkt, welches Kapital in einem beruflich fertigen Akademiker steckt (60 bis 100.000 Kronen), andrerseits die Gehälter in Betracht zieht, so ergeben dieselben, abgesehen von der allerdings recht ungleichen und ungerechten Verteilung, im Durchschnitte doch eine angemessene Verzinsung und Amortisation des für das Großziehen und die Studien aufgewendeten Kapitales.

Es erscheint damit eine sichere Berufsstellung des Mannes

als ein ganz ansehnliches, in die Ehe mitgebrachtes Kapital. Nun ist gewiß richtig, daß die Frau ebenso durch wirtschaftliche Tüchtigkeit — nicht zu verwechseln mit altväterlich überlebter Hausbackenheit — ein ganz ansehnliches Kapital repräsentieren kann; es ist aber auch leider Tatsache, daß die heutige Richtung den Mädchen herzlich wenig von diesem Kapital in die Ehe mitgibt. Je geringer jedoch dieses Kapital ist und um so größer die der allgemeinen Mode entsprechenden, teilweise auch ausgesprochenen Luxusansprüche der derart weder geistig noch körperlich genügend beschäftigten Heiratskandidatinnen sind, um so berechtigter erschiene die Forderung nach einer dem Einkommen des Gatten entsprechenden Mitgift.

Ja, wenn eben so viel Nationalvermögen überhaupt da wäre. Selbst wenn man diese ganz billige Mitgiftforderung schon Geldheirat nennen will, so bringen wir kaum 10% der Gesamtehen unter diesen Titel.

Eines unbedingt von Seite der Männer zu beherzigenden Argumentes möchte ich billigerweise hier gedenken: Möge sich jeder die Frage vorlegen, ob nicht gerade durch sein langes und kostspieliges Studium die Mitgift seiner Schwester geringer ausgefallen ist, er wird liebevoll milder rechnen, wenn er die Schwester seines Studienfreundes zur Frau begehrt, andrerseits soll jedoch dieser Gedanke nicht dazu auffordern, daß die Mädchen à conto von ein bißchen vergänglicher Jugendfrische, Gesicht und Gestalt auch den Verzicht auf das Kapital häuslicher Tüchtigkeit und kameradschaftlicher Seelenreifheit fordern.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die Zahl der Männer, die ohne Vermögen (sei es Besitz oder Arbeitstüchtigkeit) in die Ehe treten können, weil vielleicht der Parvenu-Schwiegerpapa für seine Enkel einen adeligen Namen wünscht oder die künftige Gattin es sich leisten kann, unter Verzicht auf höhere Qualitäten den feschesten Courmacher und routiniertesten Galan in ihre goldenen Netze zu verstricken, doch verschwindend klein ist gegen die Zahl der Mädchen, ohne oder mit geringerem Vermögen, (Besitz oder Tüchtigkeit) als es sowohl ihren eigenen Ansprüchen, als auch dem Einkommen des Gatten entspricht, und die derart am Verdienste des Gatten mitzehren.

Schätzt Max Nordau die Zahl der Konvenienzehen (sogenannte Vernunftehen aus Opportunitätsgründen ohne Liebe) auf

ca. 75%, Georg Hirt sogar auf 90%, so stünden den 10% Geldehen der Männer 65 bis 80% Opportunitätsehen Entschlüsse gegenüber, von denen allerdings noch ein gewisser Prozentsatz abfallen mag, bei dem beiderseitige Opportunitätsmotive mitspielen und sich die Eheleute gegenseitig nicht viel vorzuwerfen haben:

Geschäftsinteressen, weil der Betrieb die Mithilfe einer Frau erheischt. —

Bequemlichkeitsgründe für das leibliche Wohl. —

Berufliche Exponiertheit, die als einzige reputierliche Lösung des Sexualbedürfnisses eine Eheschließung erfordert u. dgl. mehr.

Selbst in diesen Fällen ist der Mann häufiger derjenige, der a priori seinen ursprünglichen Zuchtwahlinstinkten insoferne ein gewichtigeres Wort gönnt, als er von der Frau seiner Wahl fordert, daß ihre körperlichen Vorzüge den Ansprüchen der sinnlichen Liebe genügen.

Aber selbst nach Abzug dieser Fälle bleibt noch eine erdrückende Anzahl einseitig auf das Konto der Weiblichkeit zu setzende Eheentschließungen, die völlig liebeleer, ausschließlich auf Opportunitätsmotive zurückzuführen sind; wenn es auch wegen des erdrückenden Aufwandes von Autosuggestion und Suggestion der in solchen Fällen die Vorsehung spielenden Freunde und Verwandten hier recht schwer ist, eine prozentuelle Abgrenzung vorzunehmen.

Wie manche Suggestion wird da geglaubt, um sich über den unangenehmen Rest der Entschließung hinwegzuhelfen und verflacht dann doch in Lässigkeit und Gleichgültigkeit! Wie mancher banale Entschluß wird durch spätere Ereignisse korrigiert und veredelt, kurz die Zeit, die als Prüfstein die Grenzen klären könnte, verwischt sie auch.

Können und dürfen diese Eheentschließungen als Schuld zugerechnet und zum Vorwurf gemacht werden? —

Persönlich gewiß in sehr vielen Fällen nicht, wenn ansonsten ausreichend gute Vorsätze und Ehrlichkeit mitgebracht wird. Es ist eben ein Stück sozialen Elends des Weibes. Nicht einwandfrei sind jedoch die Fälle — dies gilt für Mann und Frau —, wo dem männlichen oder weiblichen Werben oder Animieren eine Vorspiegelung nichtbestehender Gefühle oder sonstiger Vorzüge zu Grunde liegt. Das ist schändlich und schimpflich und wird es auch dadurch um keine Spur weniger, daß Kirche und Staat durch die

Unauflöslichkeit der Ehe einen dauernden Besitz oder Vorteil aus einem derart unehrlichen Erwerb gewährleisten und damit bis zu einem gewissen Grade solchem Beginnen Vorschub leisten.

Im allgemeinen gereichen jedoch alle diese Fälle weder unserer Zeit noch der Gesellschaft zur Ehre, sie sind im Gegenteil schwere Verkläger gegen alle jene Faktoren, die erzieherische Obliegenheiten zu erfüllen und nicht genügend erfaßt haben, und der Umstand, daß gerade das weibliche Geschlecht einen so hohen Anteil an ihrerseits einseitigen Opportunitätseheentschließungen aufweist, ist ein schlagender Beweis für die Insuffizienz des berufensten erzieherischen Faktors für die Ehekandidatinnen — der Mütter, also des eigenen Geschlechtes.

Gerade hier hat einerseits der Konservativismus, für den sich die Änderungen im sozialen Leben sozusagen überstürzt haben, andrerseits die Neigung von einem Extrem — weil hausbackene Einfalt dem gebildeten Manne nicht mehr genügt, so muß es demimondaine Putzsucht und Koketterie sein — ins andere zu fallen, eine schwere Wunde geschlagen.

Daß in solchen Ehen sich die Gatten gegenseitig nicht zu höherwertigen Erziehertalenten heranreifen und die Kinder abermals statt der erzieherisch erreichten ethischen Frühreife sich mühsam und enttäuschungsreich durch die Schule der Selbsterfahrung winden müssen, wo so viele entgleisen, viele in Gleichgültigkeit versanden, wenige genügend rein bleiben, um sich ihrer Menschenwürdepflichten bewußt zu werden, bedarf wohl keiner besonderen Erläuterung.

Damit soll nicht bestritten werden, was Ph. Frey in seinem „Kampf der Geschlechter“ sagt: „Die Ehe kann als sozial geachtete und wirtschaftlich gesicherte Form des Zusammenlebens von Mann und Weib vieles sein, was weder mit den Postulaten der Geschlechtlichkeit noch mit der Fortpflanzung der Gattung insbesondere zusammenhängt. Sie kann auch ohne geschlechtliche Liebe, ohne Erotik ersprießlich sein, wenn beide Teile sich klar sind, was sie voneinander fordern, was sie einander leisten wollen: ein ehrliches Kompagniegeschäft! Die verschiedensten Nützlichkeitsverbindungen zur Verfolgung gemeinsamer wirtschaftlicher und sozialer Zwecke sind denkbar. Als Asyl gegenseitiger Pflege und Mitleidsversicherung, als Winterhafen gestrandeter Hoffnungen, als Bequemlichkeitseinrichtung leistet die Ehe Vorzügliches. Leistet es

dadurch, daß der Altruismus gewissermaßen durch die Mechanik des Zusammenlebens gesteigert wird".

Doch fügt auch Frey wohlweislich hin, „wenn ihn nicht die Wut der Enttäuschung und der Groll des Gebundenseins in sein Gegenteil verkehren."

Er sagt dann weiter: „Das Leben ist eben nicht so einfach, daß neben der vollen Mütterlichkeit die Prostitution, neben der aufopfernden Liebe das schmutzigste Geldinteresse allein die meisten Verbindungen der Geschlechter schüfe. Übergänge regieren. Tausende taumeln mit halbem Willen in die Ehe. Zumal Mädchen, die mürbe gemacht sind von der Aussichtslosigkeit aller anderen Wege der Versorgung."

Ja, eben diese Übergänge! Es wäre doch in hohem Maße anzustreben, daß diesen Übergängen kein so eminent großer Prozentsatz eingeräumt würde.

Und müssen diese Tausende Mädchen erst mürbe gemacht werden, um dann doch nur mit halbem Willen in die Ehe zu taumeln, sie, die doch schon in frühen Mädchenjahren nichts sehnlicher erträumt haben als eine glückliche Ehe?

Müssen erst so und so viele andere Wege der Versorgung gewählt werden, weil sich das Mädchen mit der körperlichen Reife für die Ehe auch wirtschaftlich und charakterologisch dafür reif hält, weil sie eben, indem sie es nicht ist, unreifen und in der heutigen Zeit nicht mehr bestandfähigen „Idealen" nachhängt und achtlos an so und so vielen Heiratschancen vorbeiging, die, rechtzeitigt gewürdigt, ein vielleicht weniger romantisches, aber dafür lebensfähigeres und in seiner Dauer und wechselseitigen Emporzüchtung um so beglückenderes Ideal bedeutet hätte?

Und nun? Es muß ja nicht gerade die Wut der Enttäuschung sein, es kann auch ein verhältnismäßig ruhiges, in biertrinkender Gemütlichkeit und ethischer Genügsamkeit stumpfsinniges Ausrasten oder ein in gemeinsamer Jagd nach dem Vergnügungsrummel des Tages bestehendes Austoben vom Enttäuschungs-Katzenjammer der Vorgeschichte sein, welches die Tüchtigkeit für die Elternschaft untergräbt und die Entwicklung der Erziehertalente hemmt.

Es ist ein eigentümlicher Zug unfertiger und halber Charaktere, daß sie Leiden und Widerwärtigkeiten, denen sie oft kaum entwachsen, der nachrückenden Jugend auch nicht zu ersparen

trachten, auch dann nicht, wenn sie sich nicht nur in der eigenen Leidenszeit, sondern auch jetzt noch dessen bewußt sind, daß sie aus dieser Prüfungszeit nicht geläutert und gestählt, sondern verhärmt und verbittert hervorgegangen sind, also nur erzieherischen Nachteil davon gehabt haben.

Im Internatswesen spielt sich dieser Vorgang zwischen den einzelnen Jahrgängen in wenigen Jahren ab; gibt's nicht viel Ähnliches auch im Leben zwischen Eltern und Kindern? Merkt man's weniger, weil die Ablaufzeit soviel verlängert, oder hindert uns Konservativismus und zunehmender Eigendünkel an rechtzeitiger Erkenntnis?

Stellen wir uns ganz konkret die Frage, welche Sorten von Eheentschließungen und Eheschicksalen in den Bereich der Möglichkeit und ziemlichen Wahrscheinlichkeit gehören und welche Perspektiven sich daraus für die Nachkommenschaft entwickeln, wenn ein Mädchen unvorsichtig vorzeitig im Spannungszustande sexueller Neugierde und mit unentwickelten Wertschätzungsbegriffen für seine Mitmenschen sexuellen Werbungen und deren Vorspiel ausgesetzt wird, mit anderen Worten, wenn sie in jene Richtung des „Sichamüsierenwollens" gerät, die sich mit dem „Hang zum Roué" deckt.

Führt diese Neigung wirklich zu einer ehelichen Verbindung, so ist wohl die allergeringste Chance die, daß daraus eine glückliche Ehe werde. Hinsichtlich des persönlichen Risikos könnte man ja über alle jene Fälle verhältnismäßig leicht hinwegsehen, wo die Ehegatten in kurzer Zeit an Raffinement einander wert werden, sich gegenseitig genügen und kinderlos bleiben. Anders schon jene Fälle, da die Frau nach einiger Zeit ihre Torheit einsieht und mit Kindern auf einmal allein dasteht. Die Frau findet kaum das richtige Erziehungsprinzip, sondern eines der für diese Kinder gleich entartungsgefährlichen Extreme. Ist die Trennung mehr minder durch fremden Einfluß, elterlichen Imperativ u. dgl. erfolgt, so hängt die Mutter mit jener Art hypertrophischer Zärtlichkeit insbesondere an einem Buben; solche Muttersöhnchen sind später in ihrer Art ganz besonders disponiert, frühzeitig verführt zu werden und zu jener Sorte verweichlichter Schwächlinge und Genußmenschen zu werden, die ein großes Kontingent der städtischen Don Juans stellen.

Ist die Trennung der eigenen Enttäuschungswut zuzuschreiben und treibt eine einsichtsvollere Wertschätzung des Mannes neue

Sehnsuchtstriebe, dann sind die armen Kinder der Vorehe nur allzu leicht die lästig quälenden Reminiszenzen an die unglückliche erste Wahl. Sie werden die Stiefkinder der eigenen Mutter, die sie möglichst aus den Augen rückt, damit ihr selbst die Erinnerung aus dem Sinn kommt. Arme Kinder, eine Mutter zu haben, die keine Mutter ist und doch da ist, so daß keine andere mütterlich an ihre Stelle treten kann. Sie werden in ihrem natürlichen Anschlußbedürfnis die leichteste Beute der Verführung durch Domestiken und Abenteurer und Freibeuter schlimmster Sorte. Hier wird der vom Hang zum Roué diktierte Heiratsentschluß nur zu leicht zu einer Entartungszucht.

Schon mit Rücksicht auf diese Möglichkeiten ist also ein solcher Entschluß nicht mehr abzutun mit den Worten „Habeant sua fata", denn es hängt das Fatum von vielleicht vielen Generationen daran.

Aber es kann noch schlimmer kommen. Ein paar Beispiele reden mehr Eventualitäten. Leider kann ich ein gerade sehr instruktives aus Rücksicht auf die zahlreiche höchst achtbare Verwandtschaft nicht wiedergeben, ersetze es aber durch ein recht ähnliches, bereits von Gross-Hoffinger veröffentlichtes.

Dr. S., Gemahl eines sittenlosen Weibes, Staatsbeamter, Libertin, Philosoph, ein kleines rechtliches Einkommen genießend, lebt mit seiner Gattin auf einem Fuß, welcher beiden Teilen die zügelloseste Freiheit gestattet. Das würdige Ehepaar trachtet nur danach, durch Industrie Geld zu erwerben, was zum Teil durch heimliche Prostitution der Frau, zum Teil durch falsches Spiel und indirekte Kuppelei, durch Veranstaltung pikanter Soireen für die junge Aristokratie bewerkstelligt wird. Die Familie hat einen ausgezeichneten Ruf, hohe Personen stehen mit ihr im vertraulichsten Umgang, junge Mädchen der besseren Stände besuchen ihre Soireen mit Vergnügen, da sie dort die Elite der jungen Aristokratie, reiche Juden und Offiziere finden. Dieses interessante Ehepaar macht einen Aufwand, der allen unbegreiflich ist, es besitzt eine prächtige Equipage, ein Landhaus, eine kostbare Gemäldesammlung usw. Nur bei ihren Domestiken stehen beide Teile in geringem Ansehen, da der männliche Teil den Lüsten der Frau, der weibliche jenen des Gemahls Genüge leisten und ins Vertrauen der Industrie gezogen werden.

Die Tochter einer reichen hochgebildeten Familie heiratet einen Beamten bei einer höheren Behörde, der in seinen reichlichen Mußestunden ein bekannter Viveur und Don Juan war. Ehe anfangs von zweifelhafter Harmonie. Später lockere Ehe, wobei jeder seine Wege geht und dabei großes Haus geführt wird. Das recht ansehnliche Vermögen der Frau ist bald durchgebracht, dann geht's ans Schuldenmachen, die ein Liebhaber der Frau der von ihm gezeugten Kinder wegen noch deckt, so lange es geht. Das Ende vom Lied: ein Hochstaplerprozeß, und nach verbüßter Haft läßt die Mutter die Töchter mit Hilfe von „Kunstgönnern" für die Bühne ausbilden.

Eine Lehrerin, bildhübsches Mädchen, sitzt bald nach ihrem Berufsantritt einem höheren Beamten und bekannten Lebemanne mit einigem Vermögen „im Verhältnisse" auf. Des zu erwartenden Kindes wegen wird geheiratet, das Vermögen in wenig Jahren gemeinsam verjubelt. Der Mann entzieht sich der strafrechtlichen Verfolgung wegen einer Wechselfälschung durch Selbstmord, die junge Frau muß in ihren früheren Beruf zurückkehren. An das Luxusleben gewöhnt, genügt ihr bescheidenes Gehalt nicht, doch kann sie noch durch einige Zeit mit Hilfe reicher Gönner ihre gewohnte Lebensführung aufrecht erhalten. Mit dem Schwinden ihrer körperlichen Reize drohen diese Nebeneinkommen zu versagen und sie gerät auf den Ausweg, als Lehrerin mit den Töchtern der vornehmsten Familien Literatur- und Leseabende zu gründen. Dabei fehlte es auch an hohen Offizieren und Beamten und anderen Lebemännern nicht, und die Geschichte dauerte durch einige Jahre so fort, bis durch ein Delikt gegen das keimende Leben bei der Tochter einer sehr angesehenen Familie der ganze Skandal ruchbar wurde. Ganze Jahrgänge heiratsfähiger Töchter in der betreffenden Stadt kamen dadurch für anständige Ehekandidaten völlig außer Betracht.

Ein Fräulein aus hochachtbarer vornehmer Familie heiratet einen bildhübschen jungen Mann, stadtbekannten Don Juan. Nach wenigen Jahren ist das Vermögen klein geworden, der Mann durch sein ausschweifendes Leben an Tuberkulose gestorben. Nach einigen Jahren heiratet sie einen sehr arbeitsamen, hochintelligenten Witwer, der sich seiner Töchter aus erster Ehe wegen wieder verheiraten will.

Er war ein unendlich liebevoller duldsamer, aufopfernder Gatte, sie eine nervöse anspruchsvolle Luxusnatur, derentwillen der Mann allmählich, aber sicher geschäftlich zu Grunde ging. Auch sonst war die Ehe nicht sehr glücklich, da die Gattin aus der ersten Ehe gewisse Allüren mitgebracht, die der zweite Gatte sich weigerte zu praktizieren, was die Gattin ihrerseits zu allerlei Erpressungen im Sinne ihrer Luxusansprüche ausnützte. Dieselbe „Mutter" war sehr stolz darauf, daß ihr Sohn aus erster Ehe schon als 16 jähr. Bursche bei den Damen u. a. auch ihrer Bekanntschaft großen Anwert hatte.

Derartige Fälle sind im Interesse der Allgemeinheit aufs tiefste zu bedauern; zeigen sie doch aufs deutlichste, welch kolossale Verbreitungswellen gleich einer zu spät erkannten Seuche ein einziger unheilvoller Eheentschluß in kritiklosem erotischen Taumel haben kann, wie heimtückisch die weiteren Konsequenzen auch anderer braver Leute Kinder überfallen und anstecken.

Wollte da eine gewisse Bequemlichkeit mit dem Einwande kommen, solche Fälle seien denn doch nur eine seltene Ausnahme, so kann ich nur eine Antwort geben: „Siehst du, Tor, das Schneeballsystem daran nicht?"

Und sind etwa die anderen Fälle belanglos, in denen vernünftiger Widerstand der Eltern, die Eheunlust des oder der sehnlichst begehrten Don Juans zum allmählichen Verzicht auf eine solche Ehe geführt haben, in denen die Mädchen zur Wertschätzung des anständigen Mannes sich nur aus Versorgungsnot bekehrt haben und oft nichts weiter in die Ehe mitbringen, als die anatomische Jungfrauenschaft!

Gewiß gibt es auch da noch Fälle, die zu einem ehrlichen Kompagniegeschäfte werden auf der Basis unbedingter größter gegenseitiger Aufrichtigkeit. Dies ist gleichzeitig ein gewisses Resignieren und dennoch ein wohltätiges Sonnenlicht, an dem neuerlich ein Ideal emporkeimen kann, die Entdeckung, daß sie sich als Menschen gegenseitig so wertvoll sind, daß sie einander kaum missen könnten. Sie haben voneinander nichts erwartet und nun haben sie sich doch zu einem lebenskräftigen und schaffensfrohen Ganzen gefunden.

Aber all das, nur auf dem Boden restloser Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, die vor allem auch eines voraussetzt, Aufrichtigkeit gegen sich selbst — diese aber ist selten und nur wenigen

großen Seelen gegeben, denn sie zwingt den Menschen zur Demut, und davon ist er vor allem kein Freund.

Allem andern aber, was nicht ehrliches und aufrichtiges Kompagniegeschäft ist, drohen Gefahren, deren man sich nicht deutlich genug bewußt wird.

Das Geschäft kann ganz unehrlich sein, eine wechselseitige Versicherung auf den eigenen Herd und ein bißchen behagliche Häuslichkeit gegen einen legitimen verantwortlichen Urheber für alle Eventualitäten ihres freien Geschlechtsverkehres. Sie betrügen sich gegenseitig an Leib und Seele, Gesundheit und Schaffenskraft.

Das Geschäft kann ferner zwar ehrlich gemeint sein, aber auf unaufrichtiger Basis aufgebaut, mit schwindelhaften Waffen entriert sein. Dies bedingt vor allem einen Mangel an gegenseitigem Vertrauen, eine Angst um die Erhaltung des einmal errungenen gegenseitigen Besitzes, gegenseitige Mißtrauensquälereien und Nörgeleien, die Eifersucht. Ich verzichte, hier genauer auf das Thema „Eifersucht" einzugehen, da ich es zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung gemacht habe, die demnächst erscheinen wird.

Aber endlich ist jede Ehe auch ein gegenseitiger Sexualvertrag — nicht den mit Standesamt oder Kirche meine ich —, sondern den freien Willensvertrag zweier selbstbestimmungsberechtigter Wesen. Ist eine geschlechtliche Satisfaktion auf die Dauer möglich, wenn sie ohne seelische Hingabe und Verschmelzung erfolgt? Eine solche Ehe mag sonst als Utilitätsverbindung noch so vieles leisten, wird sie auf dem Gebiete der Sexualbeziehungen nur zur Bedürfnisanstalt für die sexuelle Notdurft, so ist sie eben dadurch in ihrem Bestande gefährdet.

Und wieder steht das Gespenst der lockeren Ehe „jedes seiner Wege" vor uns, wieder das Variationsbedürfnis des Mannes, weil ihm die angeheiterte Kokotte im Chambre separée mehr Hingabe heuchelt als die Frau mit der ehelichen Pflicht. Wieder die verhältnisbereite Frau, die an dem „Anbandeln" eines Verhältnisses das lang entbehrte präparatorische Stimulans für den Geschlechtsgenuß und an der Hingabe nach freiem Ermessen die Kompensation für den Widerwillen an der ehelichen Pflicht findet. Wieder dasselbe Gespenst, das die Propagierung der Entartung unserer Zuchtwahlinstinkte bedingt.

Und diejenigen, die allenfalls in vorgerückten Jahren über diese Sachen hinaus sind? — Nachsicht mit den gegenseitigen Alters-

und Krankheitsschrullen blüht doch in Philemon und Baucis auch nur auf Grund gemeinsamer sexuell glücklicher Jugendreminiszenzen.

Und selbst wenn die Bekehrung zur Wertschätzung des anständigen Mannes eine ziemlich aufrichtige war, wie leicht bleibt noch manche Reminiszenz aus der Lebensperiode des erotischen Flirtes zurück. Wie leicht ragt trotz aller kameradschaftlicher Wertschätzung in eine solche Ehe jenes frühere Phantasiebild hinein, das in einem kuriosen Gemisch von sklavischem Götzendienst vor den Reizen der Körperlichkeit und erotischen Provokationen den Angelpunkt des Eheglückes der Frau sieht. — Flitterwochenstimmung, der der Katzenjammer der Alltäglichkeit und des Überdrusses um so rascher und präziser auf dem Fuße folgt, je weniger man sich auf gegenseitige geistige und seelische Ergänzung in einer Lebensgefährtschaft vorbereitet, kennen gelernt und geprüft hat.

Ungewohnt und unfähig der Wertschätzung ehrlicher Arbeit, zielbewußter Wohlanständigkeit und höherer ethischer Abklärung des ehelichen Bundes, verstehen solche Frauen nicht, dem Manne nach des Tages Arbeit und Mühen das Hauswesen zum erquickenden Heim zu machen und statt in befriedigendem Bewußtsein dieser Pflichterfüllung wonnetrunken den Dank des Gatten in innigster Umarmung zu feiern, bedürfen sie erst aller möglicher Aufmerksamkeiten und flirtmäßiger Stimulantien, um in Stimmung zu kommen.

Wie oft bringt die Ehe dem Manne eine bedeutsame Einengung seiner beruflichen Laufbahn! Schon die Aufhebung seiner Freizügigkeit bedingt manchen Druck im Lohnkampfe, manch mißlichen Vorgesetzten zu verdauen, Dinge, die der Junggeselle leicht mit einem Wechsel seiner Position, wenn auch mit dem Risiko einiger schmaler Wochen, beantworten würde; der Verheiratete und Familienvater muß sich demütig bescheiden, weil er seine Familie nicht mitnehmen kann in neues Wandern und alle Wechselfälle der neuen Existenzgründung. All das zählt nichts oder viel, viel weniger in den Augen der Götzendienstgewohnten als ein Schmeichelwort oder eine rasch verwelkende Blume.

Gar manche Klage über „brutales Ungestüm des Mannes", manche angebliche Ejaculatio praecox und deren Konsequenzen für die Stimmung und Nervengesundheit der Frau sind nur darauf zurückzuführen, daß die Frau durch alle vorehelichen erotischen Exerzitien

im modernen Genußleben eine gewisse Wetterfestigkeit dahin erlangt hat, nicht allzu rasch in die Stimmung der völligen Hingabe zu geraten, manche Frigidität ist nichts anderes als das Nachklingen der Gewohnheitsmacht der klug berechneten Selbstbeherrschung, die die anatomische Jungfernschaft für später für den Meistbietenden reserviert. Und mancher Hausfreund und Don Juan könnte erzählen, daß er gerade auf der Basis reussierte, daß der Gatte als geplagter Berufsmensch neben der von der Gattin nicht gewürdigten meritorischen Familienfürsorge nicht jenes Maß von Aufmerksamkeiten bieten kann, das seinerzeit ein paar flirtende Tagdiebe im gegenseitigen Wettbewerbe um einen verliebten Blick spielend aufbrachten.

Mögen immerhin eifrige Frauenrechtlerinnen mit oft berechtigtem Spott vom „Herdtrieb" des Mannes und der „Wohltat der legitimen Leine" sprechen — in der Naturgeschichte der menschlichen Ehe ist mir dies nur ein Beweis für die durchaus legitimen Bedürfnisse des Mannes, für den Kampf im feindlichen Leben durch den häuslichen Herd und für seine Altruistik in der Ernährerrolle der Familie, durch geringere Mühen im Wettbewerbe mit den Flirthelden der Vergangenheit und Gegenwart entschädigt zu werden, aber nicht um jeden Preis der geistigen Indolenz seiner Gefährtin, der häuslichen Unbehaglichkeit, der Putzsucht für die Straße und offiziellen Amüsements neben dem Sichverschlampern und Vernachlässigen im Hause.

Zu allem Überflusse leistet die häusliche Schlamperei solcher frigider Magdalenen in mehrfacher Hinsicht der Entwicklung jener Sorte von Alkoholismus einen gewissen Vorschub, die so treffend als Bierphilistertum gekennzeichnet ist.

Erstens beeilt sich der Mann nach des Tages Mühen nicht allzusehr in sein Heim, nicht allzusehr zum Genusse jener Kontrastwirkung zu gelangen, wie sich die Frau für die Außenwelt und wie sie sich für ihn präsentiert, sondern zieht einen Dämmerschoppen im Freundeskreise vor. Für die Frau aber ist der mäßige Dusel insoferne nicht unbequem, als er jetzt ein weniger strenger Kritiker an ihrer Häuslichkeit ist. Und endlich sind doch ein paar Gläschen ein ganz gutes Prophylaktikum gegen die doch oft genug unangenehm empfundene „Ejaculatio praecox".

Ich habe mich früher oft nicht genug wundern können, wie sonst brave und tüchtige Frauen eine gewisse Biedermeier-Gewohn-

heitstrinkerei ihrer Gatten gegen ein ärztliches Trinkverbot warm verteidigt haben.

Gewiß ist auch die Schönheit der Gefährtin ein legitimes Bedürfnis des Mannes, sich zu schmücken, für die Frau ein Recht ihres geschlechtlichen Mehrwertes, aber die Frau, die sich nur für den Anblick anderer schmückt, treibt bewußt oder unbewußt das Komödienspiel der Rivalität, um dem Gatten außer Haus zu zeigen, daß sie doch noch eine begehrenswerte Frau sei, was sie im Hause mit dem usurpierten Vorrecht, sich in Gemüt und leiblicher Nettigkeit gehen zu lassen, auf legitime Art nicht fertigbrachte.

Auch erzieherisch ist diese Putzsucht für die Öffentlichkeit, selbst wenn sie nicht Rivalitätskomödie ist, von denkbar schlechtestem Einfluß, sie ist nämlich ebenso häufig ein öffentliches Prahlen mit der Erpressermacht ihres Geschlechtswertes am Geldsäckel des Mannes. Das ist ein schamlos neidischer Wettbewerb mit dem Kokottentum, mit deren öffentlichem Geständnisse der Käuflichkeit ihrer Reize und der Potemkinschen Bemäntelung ihrer Dirnenschmach.

Welche Summen von innerer Erniedrigungszucht für die nachkommende Generation, besonders für die Mädchen liegt in den tagtäglich gelesenen Romanphrasen, die den Aufwand des Gatten für die Toiletten der Frau zum Vergleichsmaßstabe für seine Liebe machen. Ist nicht ein solches Beispiel abermals als Überbetonung des nackten Geschlechtswertes, eine Provokation der sexuellen Begierde, die beste erzieherische Präparation für den Hang zum Roué?

So sehen wir in der harmlosen Backfischschwärmerei, in der unschuldigen Kinderkrankheit, die die meisten Erzieher so leicht übersehen zu dürfen glauben, das Anfangsglied einer Reihe von Entartungsmöglichkeiten, die leider in einer so großen Anzahl zur traurigen Tatsache werden. Wir sehen diese Tatsachen die sozialen Pressungen und Verschiebungen vermehren und innerhalb der letzten Lustren von den höheren Gesellschaftsschichten die Luxusentartung, die im erotischen Kitzel des konventionellen Genußlebens bis auf den anatomischen Rest ausgekostete Entjungferung, aus den unteren Schichten das „Verhältnismädchen“ immer weiter ins Bürgertum und den akademischen Mittelstand hineinwuchern.

Daß der Hang zum Roué schon in seinen leisesten Andeutungen in der Form demimondainer Putzsucht und Koketterie, die das

Vorhandensein kameradschaftlich und ethisch bedürftiger Heiratskandidaten — die ehrenhafterweise erst dann werben, wenn sie es mit vollem Nachdruck verantworten können — als zu wenig amüsant übersieht, eine durchaus nicht durch soziale Pressung, sondern mangelndes Anpassungstalent der berufenen Erzieher begründete Ursache für die Spätehen der Männer ist, haben wir genügend einsehen gelernt.

Wir sehen als weitere Glieder der Kette von Entartungsmöglichkeiten: verzerrte Ideale für die richtige Zuchtwahl — unglückliche, enttäuschte Ehen über das Nichtzutreffen gehegter Erwartungen, über die angenaschte Frucht — Frigidität —, lässige Erziehung der Kinder bis zur förmlichen moralischen Kindesweglegung.

Wir sehen die lockeren Ehen das Kontingent der verhältnis- und variationsbereiten Frauen stellen, aus Putzsucht, aus Enttäuschung, auf der ewigen Suche nach dem einzig Richtigen, und insbesonders in einem gewissen Alter erpicht auf unverbrauchte Jünglinge, um einzubringen, was sie durch die Wahl des halb abgelebten Ehemannes versäumt.

Wir sehen endlich den Betäubungsrausch der Jagd nach tollem Luxusleben, gleich dem Alkoholismus und mit ihm im Bunde den Weg bahnen ins Verbrechertum, Hochstapelei und Kuppelei.

Wir sehen auch — und es muß einmal ausdrücklich festgelegt und den Erzieherkreisen nachdrücklich ins Bewußtsein gerufen werden — es gibt nicht nur ein Ressentiment der Moral des Weibes gegen die Herrenmoral des Mannes im allgemeinen, sondern es gibt im besonderen auch eine ganze Masse von höchst unzweckmäßigen Ressentiments und direkt schädlicher Revanchepolitik in der Moral des Weibes, welche eben gerade wieder jene Entartung der Männer fördert und von Generation zu Generation weckt und pflegt, die von den Frauenrechtlerinnen am meisten verlästert wird.

Es gibt aber auch nicht nur Atavismen des Mannes, die ein Ressentiment der weiblichen Moral zur Folge haben können, es gibt auch Atavismen der Frau, die an sich als insbesondere in ihren Entartungsformen ein Ressentiment des Mannes bedingen, und gerade bei uns Deutschen umso schmerzlicher empfunden werden, je höher der soziale Wert der Gefährtin bereits war und je fremdartiger unserem Volkscharakter die eindringenden Entartungseinflüsse waren und sind.

Vielleicht wird uns die naturgeschichtliche Betrachtung eines Atavismus der Frau, der das nächste Kapitel gewidmet ist, klarer sehen lassen und freundlichere Perspektiven eröffnen und insbesonders vernünftigere Abwehr der Entartungen und eine zweckmäßigere ethische, gegenseitige soziale Züchtung lehren, als es der jetzt geübte Modus gegenseitiger Verlästerung und rachsüchtiger Revanchepolitik ist.

IV.

Naturgeschichtliche Betrachtung.

Wir können die Gegenwart nur dann recht verstehen, wenn wir sie hinstellen vor den Spiegel der Vergangenheit, das Sein nur begreifen, wenn wir sehen, wie es geworden ist.

Daß es lange dauert, ehe sich gewisse Wahrheiten Bahn brechen, ist eine bekannte Sache.

Nun gerade die Wahrheit – an deren mächtigem Stamme die vorliegende Studie ein bescheidenes Blatt sein soll — die Deszendenzlehre und was sich darum gruppiert, ist ein solches Beispiel, das hier ein kleines Streiflicht verdient. Noch vor zwanzig Jahren konnte man es wagen, mit der verlogensten Sophistik darüber herzufallen, konnte es wagen, der studierenden Jugend erst eine bewußte fratzenhafte Entstellung des Lamark-Darwinismus als deren wirkliche Lehre aufzutischen und dann in kühner Don Quichotiade diesen Popanz über den Haufen zu werfen.

Damit glaubte man die künftige Intelligenz des Landes überzeugt zu haben, während man insgeheim schon die Lehre genauer besah, und den Feldzugsplan beratschlagte, wie man aus der unvermeidlichen Niederlage aufs neue Kapital schlagen könnte.

Fast schien es ein unbezwinglicher Trick, daß man im Kampfe um die „Menschenwürde“ den niedrigsten Instinkt der Massen, die hoffärtige Eigenliebe und Selbständigkeitsdünkel mobilisierte, und dennoch konnte dieser Trick, innerlich faul und morsch durch Unehrlichkeit und selbstsüchtige Machtgelüste, den Siegeslauf ehrlicher Wahrheit von zwingender Beweiskraft nicht aufhalten, und so ist heute in den Augen der Gebildeten die Deszendenzlehre nicht nur keine Herabsetzung der Menschenwürde, sondern sie gebietet uns um so mehr Selbstachtung, aus je niedrigeren Vorstufen wir uns im Vergleiche zu anderen erdgeschichtlich gleichaltrigen Lebewesen emporgearbeitet haben. Ja noch mehr, sie gibt uns die

sicherste Basis und höchste sittliche Anregung, noch höhere Entwicklungsstufen wahrhafter Menschenwürde anzustreben.

Und so, wie wir jedes Sein nur dann recht verstehen und gerecht zu beurteilen vermögen, wenn wir seinen Werdegang, die Vergangenheit seines Entstehens erforscht, so ist auch jede unserer Menschenwürde und Pflicht entsprechende Einflußnahme auf den ferneren Werdegang, d. i. das gewünschte zukünftige Entstehen nur denkbar auf Grund gewissenhafter Erkenntnis des gegenwärtigen Seins.

Unser Jahrhundert schreit nun einmal nach sachverständiger Verwaltung, nicht nur in Hinsicht auf unsere materiellen Güter, sondern ebenso hinsichtlich unserer ethischen Güter der Menschenwürde.

Wie dort in Form unerschwinglicher Steuern, Staatsschulden und allerlei sozialem Elend, so brüllt uns hier der Bankerott sachunverständiger Verwaltungstyrannei entgegen, speziell in der hier näher interessierenden sexuellen Frage in Form von Geld- und Versorgungsheirat, Konkubinat, Prostitution, Ächtung der außerehelichen Mütter und Kinder, Ehebruch wegen der schwierigen Scheidung usw.

Drängt sich da nicht einem unwillkürlich der Vergleich mit der Wundpflege der „guten alten Zeit“ auf?

Rührend unverständige Zärtlichkeit zupfte der Rumpelkammer entnommene Lappen auf Scharpie und mit wichtiger Amtsmiene hüllte sie der Feldscher auf die frischen reinen Wunden. Man sprach hochgelahrt von „Pus bonum et laudabile“ [1]) und die Hospitalgangrän forderte Hekatomben von blühenden Menschenleben.

Geht's uns mit den Lebensgütern der Menschenwürde heute anders? Und mit den Wunden, die uns kulturelle Errungenschaften geschlagen?

Aber wir können getrost in die Zukunft blicken, so wie dort die Bakteriologie, so wird uns hier die naturwissenschaftliche Erkenntnis, Physiologie und Psychologie und darauf begründete Ethik den Weg weisen in die richtige soziale Antiseptik und Aseptik.

Um nicht über den Rahmen einer Detailstudie hinauszugehen, müßte ich nun wohl ein gewisses Vertrautsein mit der Deszendenzlehre und dem Werdegang des Menschengeschlechtes voraussetzen. Doch wird man mir verzeihen, wenn ich für die weniger damit Ver-

[1]) Eiter, gut und löblich.

trauten die Fundamentaltatsachen, soweit sie hier in Betracht kommen, kurz rekapituliere.

Die Abstammung des Menschen aus der übrigen Wirbeltierreihe steht fest, damit aber auch unsere Abstammung von den ursprünglichsten einzelligen Lebewesen.

Unsere embryonale Entwicklung (Ontogenie) ist im wesentlichen eine abgekürzte summarische Wiederholung des Entwicklungsganges und der Formstadien unserer Tierahnenreihe (Phylogenie).

Die stammesgeschichtlich (phylogenetisch) älteren Stadien gelangen naturgemäß im embryonalen Leben früher zur Entwicklung als die jüngeren und werden vielfach von den jüngeren verdrängt und abgelöst.

Nicht nur unser Besitzstand an Organen und deren gröberem und feinerem Bau, sondern auch sämtlicher damit verquickter Lebensäußerungen folgen einem analogen, besser gesagt demselben Entwicklungsgesetze.

Zu diesen Lebensäußerungen gehören auch unsere Instinkte, das Artgedächtnis im Sinne Ewald Herings und Semons.

Unsere „Triebe“ sind also eine ähnliche ererbte Leistung unseres Gehirns, wie allenfalls die Sekretionsfunktion unserer Speicheldrüsen oder der Atmungsmechanismus.

Semon hat nun gezeigt, daß Gedächtniseindrücke und Erinnerungen, die in unzähligen Generationen sich dem Gehirn einprägen, auch allmählich auf die Keimzellen übergehen und derart ein ererbtes Gedächtnis schaffen. Dasselbe ist um so stärker ausgeprägt, um so triebartiger, je weiter es in unsere Vorfahrenreihe zurückreicht.

Nach Analogie mit dem morphologischen Ausbau unserer Organe müssen wir auch jene Triebe als die stärksten erwarten, die am weitesten in unsere Ahnenreihe zurückragen, also zunächst jene, die unseren rein animalischen Bedürfnissen vorzustehen haben.

Betrachten wir den für unsere Erörterung wichtigen „Geschlechtstrieb“, „Fortpflanzungstrieb“, so sehen wir, daß sich derselbe unter den primitivsten Verhältnissen lediglich um das Loswerden, die Eliminierung der reifen Keimzellen, dreht, bzw. deren Ablagerung an geeigneter Stelle, z. B. wie bei den Fischen, bei denen ein eigentlicher Begattungsakt noch fehlt.

Mit einer höheren Organisation, die den Begattungsakt voraussetzt, tritt der Zuchtwahlinstinkt hinzu, das heißt, es gehen dem

Begattungsakte mehr minder komplizierte Werbespiele und Kämpfe voraus, deren natürlicher Zweck die Auswahl der stärksten, tüchtigsten, schönsten Individuen für die Erhaltung der Gattung ist, während die schwächeren, zur Zucht weniger geeigneten, im Kampf unterliegen, nicht zugelassen, ja wohl auch ausgemerzt werden.

Mit dem Wandel geologischer Epochen traten nun an die Tierwelt mancherlei Erfordernisse der Anpassung an geänderte Lebensbedingungen (Bodenbeschaffenheit, Klima, Vegetation) heran und dies bedingte abermals eine gewisse Auslese der zur Fortpflanzung geeignetsten Individuen und damit mögen wohl auch gewisse Instinkte ausgemerzt worden sein. Aber dennoch sehen wir manche Instinkte und „Gewohnheiten" aus den früheren Lebensbedingungen erhalten bleiben, eben weil sie durch zahlreiche Generationen fortwährend als zweckmäßig praktiziert wurden[1]).

Für uns Menschen besagt dies, daß wir hinsichtlich unserer Zuchtwahlinstinkte in der Entwicklung beim Einzelwesen jene Instinkte und Triebe eher und stärker zum Durchbruche gelangen sehen, die für unsere noch fast rein tierischen Vorfahren noch völlig ausreichten, als jene, die speziell der Differenzierung höherer menschlicher Eigenschaften entsprechen und unter letzteren wiederum jene früher und stärker, die den primitiven Kulturstufen entsprechen als die höheren Stufen zugehörigen.

Nach den Gesetzen der Vererbung kann nun im Bestande der aus den jüngeren stammesgeschichtlichen Errungenschaften ererbten Instinkte eine ziemlich große Variation bei den einzelnen Nachkommen desselben Elternpaares herrschen. Insbesondere dann, wenn durch Keimverderbnis (Blastophthorie), z. B. durch Alkoholismus bei einem der Eltern, stammesgeschichtlich jüngere, daher schwächere Einprägungen auf das Keimplasma sozusagen wegnarkotisiert waren. Ich muß dieser Tatsache hier besonders gedenken, damit nicht einzelne Leser später durch den Umstand, daß sich unter analogen Erziehungsbedingungen Kinder desselben Elternpaares ganz verschieden verhalten können, irregemacht werden.

Wir werden demnach, wenn wir die Psyche, den Charakter eines heute lebenden Menschen und dessen Entäußerungen, sein Tun

[1]) Ich muß es mir versagen, genauer auf diese Sachen einzugehen empfehle aber hierüber die höchst lehrreichen und interessanten Arbeiten von Dr. Th. Zell: „Ist das Tier unvernünftig? Streifzüge durch die Tierwelt," nachzulesen.

und Lassen gerecht kritisch ins Auge fassen wollen, mehrere Komponenten zu unterscheiden haben.

Die Charakterentwicklung setzt sich zusammen aus:

A) ererbten Komponenten

	u. z. bildenden	und	hemmenden
1.	„ aus Urzeit (animalische)		
2.	„ aus historischer Zeit		Keimverderbnis
3.	„ aus der jüngsten Ahnenreihe		(Blastophthorie)

B) erworbenen Komponenten

	u. z. bildenden	und	hemmenden
1.	Passiv anerzogenen		Erziehungslücken
2.	Selbsterziehung		Nachahmung schlechter Beispiele

Um jedoch denjenigen Lesern, die der naturwissenschaftlichen Betrachtung praktischen Lebens und Kulturaufgaben bisher noch ferne standen, den schon in der Einleitung angedeuteten führenden Gedanken und den Begriff „Artgedächtnis“ an sich als auch „Überdauern eines Instinktes über die Periode seiner Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit“ noch faßlicher zu machen, führe ich noch als Beispiele an:

den Saugakt der Neugeborenen. Unwillkürlich instinktiv beginnt der Neugeborene seinem ersten Hungergefühle nach seiner Abtrennung von dem ihn nährenden Blutkreislauf der Mutter durch Saug- und Schlingbewegungen Ausdruck zu geben, ebenso instinktiv zu wimmern oder zu schreien, wenn seine Bemühungen nicht beachtet oder erfolglos sind. Letzteres, wenn andere Gründe, eine unergiebige Brust, sein verlegter Sauger ihn nicht befriedigen. Es gibt aber auch Schwächlinge, die nicht saugen, die gehen eben zu Grunde. So war es auch in der Entwicklungsgeschichte der Säugetiere aus dem übrigen Wirbeltierstamme heraus. Eine Variation von Jungen, die außer den Extremitäten zum Anklammern an den Mutterleib auch den Mund benützte, bekam dadurch etwas vom Hauttalg der Mutter als Fettzubuße zum übrigen Nahrungsquantum ab. Allmählich wurden die durch den Saugakt besser als die übrigen durchbluteten Hauttalgdrüsen ergiebiger, die saugenden Jungen wurden die kräftigeren, die übrigen unterlagen im Kampfe ums Dasein.

Was seinerzeit ein Vorteil, ein Superplus der Ernährung war, wurde durch fortgesetzte Differenzierung Bedürfnis und das heutige

Säugetierjunge ist für seine erste Lebenszeit ausschließlich auf die Muttermilch als Nahrung angewiesen. Das Individuum, das sein Artgedächtnis in puncto Saugakt mit auf die Welt zu bringen vergessen, muß verhungern und der gelegentliche Defekt des einmal phylogenetisch erworbenen Sauginstinktes ist nicht vererbungsfähig.

Dies als Beispiel, wie weit auf Millionenjahre ein Instinkt, (vererbtes Artgedächtnis) zurückreichen kann.

Nun ein anderes Beispiel für einen seine Zweckmäßigkeitsperiode in veränderte Lebensbedingungen hinein überlebenden Instinkt, manchmal soweit, daß er direkt unzweckmäßig wird. Er betrifft die Vorliebe der Kinder für das Einwiegen und Herumtragen, insbesondere vor dem Einschlafen.

Schon lange hatte ich das Empfinden, daß diese im Kinderanstaltswesen verpönte Sitte sich nicht einfach mit „Unfug in der Kinderstube", „Unsinniger Ammenbrauch" abtun lasse, daß nicht ein Angewöhnen der Kinder daran vorliege, sondern etwas tiefer phylogenetisch (artgeschichtlich) Begründetes.

Ich glaube den Schlüssel dazu durch das Zusammenhalten folgender Tatsachen gefunden zu haben.

Muskelruhe und Schlaf verringert die Atmung (Lungenatmung und Blutzirkulation) und damit auch die Gewebsatmung (Sauerstoff- und Kohlensäureaustausch zwischen Blut und Gewebe). Reflektorisch kommt es daher außer dem Automatismus in Puls und Atmung zu zweckmäßigen Bewegungen, dem Sichdehnen und -strecken sowohl morgens beim Erwachen als auch tagsüber, wenn wir länger in einer die Atmung hemmenden Stellung verharrten; bei Ausschaltung der reflexhemmenden Tätigkeit der Großhirnrinde im Schlafe und bei benommenen schlecht atmenden Kranken kommt es außerdem auch zum Auffahren, Aufseufzen aus dem Schlaf und ähnlichen Reflexzuckungen.

Schwangere beobachten nun unter sonst gleichen Umständen, auch Wegfall anderer Reizmomente, wie Aufregung, Alkohol, Kaffee, mechanische Einwirkung, stärkere Kindsbewegungen nach längerem, insbesondere vorgebeugtem Sitzen (Schreib- oder Näharbeiten) als bei mäßiger Bewegung, z. B. einem Spaziergang im Freien, sie beobachten ferner die ärgste Stramplerei in den frühen Morgenstunden. Wenn die armen Dulderinnen, die wegen der starken Spannung des Leibes schwer eine gute Schlaflage fanden, endlich auf wenige Stunden zur Ruhe kommen, werden sie oft unangenehm

plötzlich durch diese Bewegungen aus dem Schlafe gerissen, und zwar sind dies gerade jene rasch schnellenden („wie ein Fisch“) ausschlagenden Bewegungen, die man auch am Neugeborenen in Verbindung mit Schreien als höchsten Unlustreflex zu beobachten Gelegenheit hat.

Bekannt ist ferner die Regel für alle Schwangeren, täglich regelmäßig Bewegung an frischer Luft zu machen, damit das Kind besser gedeihe. Was liegt nun näher als der Schluß, daß auch diese Kindsbewegungen im Mutterleibe zweckmäßiges Artgedächtnis sei, Bewegtwerden bedeutet für die Frucht bessere Atmung, erhöhtes Wohlbefinden.

Wenn dies auch nicht zum kritischen Bewußtsein kommt, so nehmen doch auch die ohne Bewußtsein arbeitenden untergeordneten Nervenzentren allgemeine Gefühlsrapporte entgegen. Die Frucht mahnt förmlich die Mutter an ihr nicht befriedigtes Atmungsbedürfnis.

In dem Maße nun, als nach der Geburt für das unbeholfene Kind erst allmählich das Bewegtwerden durch Selbstbewegung ersetzt werden kann, verschwindet auch erst allmählich die Verknüpfung von Bewegtwerden und Beseitigung von mißbehaglichen Empfindungen, deren hauptsächlichste für die Frucht mangelhafte Gewebsatmung war.

Bezeichnend hiefür ist, daß gerade die Kinder, die man beim Trockenlegen sich ordentlich ausstrampeln läßt und am wenigsten mit jede Selbstbewegung hemmenden Wickeln quält, am wenigsten „erpicht“ aufs Tragen sind.

Es ist nun allerdings richtig, daß durch Bewegtwerden den Säuglingen auch von anderen Plagen Erleichterung verschafft wird (Blähungen) und die Verknüpfung von Bewegtwerden mit Lustgefühl ist so groß, daß das Mittel sogar bei Hunger durch einige Zeit verfängt.

Vorerst scheint uns vom Standpunkte der Erwachsenen das Getragenwerden, Bewegtwerden als ein Wachhaltungs-, nicht aber Schlafmittel, also die Vorliebe der Kinder hiefür prima vista als ein recht „dummer Instinkt“, bei genauerem Zusehen entpuppt es sich als ein wohlbegründet tiefsitzender Erbinstinkt, den wir lange nicht los werden.

So bringt Freud die Freude der Jugend am Schaukeln mit den kindlichen Lustgefühlen am Getragenwerden in Zusammenhang

und erscheint es darum auch erklärlich, warum Kinder nicht oder nicht so leicht seekrank werden als Erwachsene.

* * *

Nach dieser allgemeinen Rekapitulation desjenigen, was in kurzen Zügen aus der Evolutionslehre als Basis zum Verständnis der folgenden Betrachtung nötig ist, können wir speziell auf die Entwicklung der Zuchtwahlinstinkte und ihren Phasen übergehen.

Dieser Entwicklungsgang prägt sich aus in der Entwicklung der Eheform, des Freiungsmodus (Weib-Erwerbung) und der aus der Nachkommenfürsorge entspringenden Erzieherpflichten an sich als auch in ihrer sozial-kulturellen Beeinflussung.

Man kann dem Streite über die Urformen der sexuellen Beziehungen, ob Ehe, ob Promiscuität, eigentlich recht stillvergnügt und tiefberuhigt zusehen, es ist ja doch kein Streit um das Wesen, sondern nur einer um die Nomenklatur.

Wenn Westermark und seine Anhänger um jeden Preis und unter allen möglichen Modifikationen das Eheleben als Urform retten wollen, so steckt ja doch etwas von dem alten biblischen Widerwillen gegen den Lamark-Darwinismus dahinter. Auch sollte man sich etwas präziser über den Zeitpunkt (Entwicklungsphase) aussprechen, von der man ausgehen will. Unser Artgedächtnis dürfte denn doch wohl etwas weiter zurückragen als auf den Pithekanthropos alalus [1]).

Es geht also keineswegs an, einfach folgende Thesen aufzustellen:

1. Zu keiner Zeit hat das Stammleben das Familienleben ersetzt.

2. Das Eheleben ist ein Erbteil unserer, den heutigen anthropoiden Affen ähnlicher Ahnen.

Denn Sprachentwicklung und damit jene rapide Intellektentwicklung, die eben die sprachliche Übermittlung der Erfahrungen vieler Vorfahren und Altersgenossen auf jedes Einzelindividuum zur strikten Voraussetzung hat, ist absolut an Stammesleben gebunden, auch dann wenn wir zeitweise der Nahrungsverhältnisse wegen Auflösung der großen Herde in mehrere schwächere Rudel annehmen müssen.

Umgekehrt müssen gerade jene Vorfahren des Pithekanthropos alalus (sprachloser Vormensch) die sich in zu kleine (Pärchen und Familie) Gruppen aufgelöst haben, in die Ent-

[1]) Den sprachelosen Vormenschen.

wicklungsrichtung der heutigen Großaffen gedrängt worden sein, d. h. in die Notwendigkeit der Überentwicklung des tierischen Wehr- und Werkzeugorganes — der Eckzähne — während zur Sprachentwicklung sowohl Bedürfnis wie Gelegenheit fehlte.

Man braucht demnach nur festzustellen, daß zwischen dem den Herdengruppen eigentümlichen Abwechseln in den temporären Sexualbeziehungen der einzelnen Individuen, d. i. der Ur-Promiscuität und der heutigen Entartungs-Prostitutions-Promiscuität ein prinzipieller Unterschied besteht. Ersterer, der Ur-Promiscuität, jenen wüsten Charakter der letzteren beizumessen, der nach Ansicht aller berufenen Autoren unzweifelhaft zur Sterilität und dem Aussterben der Rasse führt, geht auch schon aus dem Grunde nicht an, weil schon an und für sich der harte Kampf ums Dasein keinesfalls geeignet war, eine so kontinuierliche Libido und jahraus jahrein fast gleichbleibende Geschlechtsbereitschaft zu unterhalten, wie dies das heutige Luxusleben künstlich züchtet. Erst die Kultur hat die Brunftperioden künstlich verlängert und deren Intervalle fast gänzlich verwischt.

Andrerseits hat das seinerzeit zweifellos viel länger dauernde Stillgeschäft — erst die Beherrschung des Feuers und seine willkürliche Erzeugung konnten die Stillperiode kürzen — die Frau gewiß mancher Brunftperiode entzogen und erklärt sich schon daraus ein häufiger Wechsel der Gatten.

J. Bloch sieht im Mutterrecht den „typischen Ausdruck" für die durch die Promiscuität hervorgerufene Unsicherheit der Vaterschaft. Das Mutterrecht scheint mir aber zwangsmäßig schon dadurch genügend begründet, daß innerhalb der Herdengruppen gelegentlich der Brunftperioden eine Neuzusammenstellung der nur temporär monogamen Pärchen stattfand, somit das Einzelweib eine Serie von Kindern verschiedener Väter nach und nach in erziehliche Obhut bekam, die sie natürlich nur einheitlich betreuen konnte. Eine Verquickung von mehrfachen Vaterrechten auf eine Mutterpflicht-Trägerin wäre da eine nicht lebensfähige soziale Mißgeburt gewesen.

Polyandrie-Promiscuität in einer Brunftperiode mag ja aus Mangel brünftiger Weiber hie und da stattgefunden haben, aus Not und vielleicht gelegentlich auch aus Entartung. Aus keinem dieser Fälle aber darf man die Regel schmieden: Mutterrecht — Unsicherheit der Vaterschaft, ergo zügellose Promiscuität.

Die Eifersucht des Mannes, die stets geherrscht hat, ist ebenso kein Gegenbeweis gegen eine solche Ur-Promiscuität, sie bezog sich eben nur auf das für die konkrete Brunftperiode erkämpfte Weib.

Ebenso herrschend als die Eifersucht war stets das sogenannte Variationsbedürfnis der Männer, über das ja nur eine Stimme herrscht. Sie läßt sich weniger leicht aus der Anthropoiden-Einehe auf Lebenszeit, wohl aber aus den mehrfachen Zeitehen nach Zeugungsperioden innerhalb der Herdengruppen ableiten.

Der Ansicht scheint auch Forel zu sein, obwohl er sich darüber nicht so differenziert ausläßt, denn er sagt: „Bei Herdengruppen hatten stets die stärksten (älteren) Männer die jüngsten, hübschesten Frauen und hüteten sich wohl, sie mit den schwächeren zu teilen“ überläßt aber die sinngemäße Fortsetzung dem Leser.

Diese kann doch nur lauten:

„nahmen aber keinen Anstand, sobald sie durch neuen hübschen Nachwuchs genügend versorgt waren, die älteren Frauen großmütig an die schwächeren Männlein zu cedieren.“

Daraus folgt weiter, daß der beträchtliche Abwechslungsbetrieb sich praktisch ja vollständig die Wagschale gehalten haben muß, dahin, daß einzelne Weiblein durch Stillgeschäft ausgeschaltet waren und eben so und so viele Männlein abgekämpft wurden.

Daraus erklärt sich das sogenannte sexuelle Variationsbedürfnis des Mannes neben dem angeblich stets bestandenen monogamen Zug des Weibes abermals ganz zwanglos. Da der tatsächliche Abwechslungsbetrieb für Mann und Weib gleich war — nur heißt es bei dem von Natur aus sexuell aktiven Manne Bedürfnis, beim passiven Weib „aus Not Ersatzwahl“ Variationsbereitschaft —, so kann eben der sogenannte monogame Zug erst eine spätere Errungenschaft des Artgedächtnisses sein.

Daß das Weib bei dem natürlich gegebenen Abwechslungsbetriebe mit dem Aufdämmern höherer individueller Beziehungen sich verkürzt fühlte und ihr sowie der Kinder Interesse den Wunsch, die Zeitehe in Ehe auf Lebenszeit zu verwandeln, reifen ließ, ist begreiflich, ebenso daß dieser Wunsch in den Errungenschaften des Feuers — häuslichen Herdes — dadurch kürzerem Stillgeschäft und längerem Jung- und Hübschbleiben mächtige Bundesgenossen fand.

So entpuppt sich mit einem Male der monogame Zug nicht als Urinstinkt, sondern wesentlich späterer Errungenschaft der Mutterschaft und Mutterliebe, allerdings durch Tausende von Genera-

tionen schon so fest gefügt, daß er das phylogenetisch ältere Element in der Mehrzahl der Ontogenese übertönt und in diesem Punkt das Weib im ganzen sicherlich ethisch vorgeschrittener ist als der Mann.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß dies etwa das Ergebnis besonderer ethischer Rechenschaftslegung wäre, es spricht daraus nur das jedem natürlichen Entwicklungsgange zu Grund liegende Opportunitätsprinzip.

So lange das Weib durch die schweren Aufgaben der Geburts- und Stillgeschäfte ungleich rascher verblüht, als Sexualwunschobjekt rascher an Wert verliert, als die eigene Sexualbegierde erlischt, so lange fühlt sie sich bei dem Brauche häufiger erneuter Zuchtwahl unangenehm verkürzt, während der Mann denselben Brauch angenehm und als Vorteil empfindet. Daraus ergibt sich notwendigerweise ein Interessenkampf zwischen Mann und Weib, der wiederum in zweifacher grundverschiedener Weise geführt werden kann.

Ich werde später darauf noch zurückkommen.

Kehren wir also zur Ehe-Urform zurück, so sehen wir, daß die meisten Autoren nicht nur über das seinerzeitige Bestehen von Herdengruppen einig sind, sondern auch darüber, daß innerhalb derselben vorerst nur für eine Brunft-, bzw. Zeugungsperiode geschlossene Monogamien bestanden, somit die Lebensmonogamie eine spätere Errungenschaft sein muß.

Jedenfalls reicht dieser Zustand in unserer Stammesentwicklungsgeschichte weit über den Zeitpunkt zurück, der der Loslösung unserer mit den fossilen und heutigen Großaffen gemeinsamen Vorstufen von der übrigen Säugetierreihe entspricht, sie muß andrerseits aus zwingenden Gründen (Sprachentwicklung) auch sehr weit in die Periode des tatsächlich schon Menschseins hineinreichen. Sie muß Tausende von Generationen gewährt haben und dürfte wohl auch innerhalb dieser gewaltigen Periode wesentliche Fortschritte von jener oben charakterisierten Ur-Promiscuität (mit dieser Differenzierung hoffe ich der Schlichtung des Wortstreites etwas näher gekommen zu sein) bis zu einer gewissen Stabilität der auf eine immer größere Zahl von Brunftperioden ausgedehnten Monogamien gemacht haben.

Es erübrigt nur noch, uns von dem Freiungsmodus ein Bild zu machen.

Wie gelangte der Mann in den Besitz eines bestimmten Weibes?

Wir können nur annehmen, auf eine mehr weniger gewaltsame Art, durch das Recht des Stärkeren — es müssen also Kämpfe vorausgegangen sein und, wie dies im Rudel oder Herdenleben nicht anders denkbar war, die Weiblein waren deren Zuseher. — Dies die Wahl im Rudel selbst; — ein zweiter Modus war der Raub aus einem anderen Rudel.

Beide Arten der Weib-Erwerbung stellen artverbessernde Zuchtwahl und Blutmischungsmechanismen im Darwinschen Sinne dar. Und so konnte und mußte es bleiben, abermals durch Tausende von Generationen, während die nomadische Herde an keine festen Wohnsitze gebunden, höchstens die ungünstige Jahreszeit in Felsenhöhlen verbrachte und sich dabei das Rudel in mehrere kleine, darunter auch Familiengruppen auflöste. Die allmähliche Erwerbung des Zeltebaues mag dann wohl immer mehr die Bande der Familienzusammengehörigkeit gefestigt haben. Mit den besseren Werkzeugen der jüngeren Steinzeit mag dann wohl auch mehr als die bloße rohe Kraft auch die zunehmende Geschicklichkeit in deren Handhabung das Ansehen einzelner Herdenmänner gefördert haben. Natürlich, denn Werkzeug und Waffe geht ja Hand in Hand und der tüchtige Werkzeugmann muß wohl meist auch ein guter Jäger und Kämpfer gewesen sein.

Alles drängt uns zur Annahme, daß sich gerade damit nicht zum mindesten die dauernden individuellen Beziehungen zwischen den einmal gepaarten Männern und Weibern entwickelt haben. Damit hörten aber die der Weib-Erwerbung vorangehenden Kämpfe nicht auf, deren Anblick die Geschlechtslust und Bereitschaft der Weiber dem Sieger gegenüber gewiß nur erhöht hat. Die Erinnerung daran zieht sich durch alle großen Heldensagen — sie zieht als Artgedächtnis durch die Ritterturniere, und wenn dieselben auch allmählich zu unblutigen Festlichkeiten sich milderten, die Schaulust der Frauen, der wollüstig erregende Nervenkitzel blieb für sie derselbe.

Er lebt heute noch fort, und wer nur einmal im Leben bei einem Stiergefechte oder Ringkampf das immer zahlreich und leidenschaftlich vertretene „zarte“ Geschlecht aufmerksam beobachtet hat, dem kann die brünftig erregende Wirkung solcher Kampfesszenen trotz Blut und widerlicher Brutalität nicht entgangen sein.

Auch Reminiszenzen an die Raubehe haben sich bis in die jüngste Zeit hinein sogar in Mitteleuropa erhalten.

In einigen Komitaten des östlichen Ungarn existiert noch die Gepflogenheit, daß der Bauernbursche seine Auserwählte vom Dorfbrunnen weg entführen muß; hinter ihm her ist in toller Jagd die männliche Jugend des Dorfes und trotzdem es nur mehr eine Zeremonie ist, hat der Freier einen harten Strauß zu bestehen, wenn er noch vor der Gemarkung seines Dorfes von den Verfolgern eingeholt wird.

So mochte dann jene höhere, individuelle Wertschätzung, die das Sichwiederfinden der Gatten bei neuen Brunftperioden verursachte, später die einmal eingegangene Verbindung dauernd für viele Brunftperioden, ja oft schon auf Lebenszeit zusammenhielten, auch allmählich schon bei der ersten Wahl nebenbei mit zu Wort gekommen sein.

Der Faustkampf galt nicht mehr der Wahl und Erwerbung, sondern nur mehr der Verteidigung des durch gegenseitiges Einverständnis erworbenen Weibbesitzes.

Ich sage nebenbei - denn die Wertschätzung körperlicher Rüstigkeit, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer mußte als ältester auch stets der stärkste und mächtigste Zuchtwahlinstinkt geblieben sein und muß es, mag in den Kreisen der Kulturpioniere die zunehmende Intelligenz noch so führend in den Vordergrund rücken, auch für alle Zukunft bleiben, denn das „Mens sana in corpore sano“ (nur im gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele) ist und bleibt einmal ein ehernes Gesetz und einseitige Überentwicklung ist auf die Dauer nicht fortpflanzungsfähig.

War ehedem der Kampf ums Weibchen, das Siegen oder Unterliegen der einzige Maßstab und Motiv für die Geschlechtsbereitschaft, so war dies ein recht gesunder Zuchtwahlinstinkt, denn der Sieger war wohl auch der tüchtigere Beutejäger und Beschützer der Kinder.

Mit der Verbesserung der Waffen, dem damit weniger mühsamen und weniger zeitraubenden Beuteholen, blieb auch mehr Zeit, aus der Beute mehr zu machen als die Nahrung von heute auf morgen.

Dies war der Anfang wirtschaftlicher Tüchtigkeit und in ihr liegen nicht minder die Anfänge individueller Beziehungen, das Nützlichkeitsprinzip gegenseitiger Annehmlichkeitsforderung.

In dem Maße, als die Kämpfe ums Weib milder wurden und aufhörten, war demnach auch schon der Ersatzmaßstab für

körperliche Rüstigkeit usw. — Zuchttüchtigkeit in der mehr wirtschaftlichen Nutzanwendung derselben (Waffe, Werkzeugherstellung und deren ersprießliche Verwendung) — gegeben.

Der sichtbare und handgreifliche Ausdruck derselben war den Entwicklungsstufen entsprechend nicht nur die Jagdtrophäe und deren Verarbeitungsprodukte (Fellkleidung und Zelte), sondern später auch die bessere Hütte, das bebaute Feld, die Herde usw.

Ich sehe in der Wertschätzung wechselseitiger Vermögensgleichheit bei den bäuerlichen Ehen, in gesund robuster, von den Auswüchsen der Kultur noch nicht angekränkelter Ländlichkeit, die mit Fug und Recht erhaltene individuelle Wertschätzung wirtschaftlicher Tüchtigkeit als Ausdruck eines zuchtgesunden Bauernblutes.

Die unleugbar auch dort vorkommenden Entartungen, Opportunitätsehen über auffallende Altersdifferenzen hinweg gegen die rein sinnliche Geschmacksrichtung dürfen nicht dazu führen, daß das an und für sich gesunde Prinzip in Parallele gesetzt werde mit den reinen Geld- und Versorgungsehen der höher Gebildeten und daher seelisch Anspruchsvolleren und Empfindsameren.

Dort, wo man nach des Tages Mühen sein volles Genügen und Wohlbehagen darin findet, sich an seinem Wohlstande, den materiellen Früchten der sauren Wochen zu weiden, gibt es kaum einen Verzicht auf höhere Ethik des Lebensbundes.

Denn dessen hauptsächlichste Altruistik liegt in der Erziehung des Nachwuchses und ist um so leichter, je unmittelbarer sichtbar die Früchte unserer Arbeit sind; das gute Beispiel der Eltern leistete ja fast alles, ehe der Nachwuchs anderen Einflüssen, anderem Beispiele ausgesetzt war.

Heute freilich ist's auch diesbezüglich dem biedersten Bauer schon schwerer geworden. Schule — Wandern der Dienstboten — Militärzeit der Söhne — mußten ihn zu bewußterer Erzieherarbeit und einem „Habt acht“ und Wiedergutmacherei fremden Beispielseinflüssen gegenüber veranlassen —, wenn er es eben merkte.

War bis dahin bei reiner Heimarbeit in patriarchalischen Verhältnissen die erzieherische Seite der Nachkommenfürsorge, das einfache Vorbildsein für den Nachahmungstrieb der Jugend, sozusagen das mühelose Nebenprodukt der eigenen wirtschaftlichen Arbeit, so änderte das Auf den Plan treten anderer Beispiele oder

Vorbilder durch Schule und zugereiste Dienstboten die Sachlage schon ganz beträchtlich.

Es forderte dies bewußte und beabsichtigte Beobachtung der Jugend, Kritik und Korrektive solcher Einflüsse, ein Mehr an oft genug mühevoller, geduldiger und durchaus verantwortungsreicher geistiger Arbeit.

Ein ganz neues Feld einer intensiven Zusammenarbeit liegt hierin für die Eltern, neu insoferne, als es bisher wesentlich auf eine wechselseitige Ergänzung der physischen Arbeitsleistung ankam, nun aber auf einem viel intellektuelleren Gebiete nicht nur gegenseitiges Verstehen, sondern ein erhöhtes Maß von gegenseitiger Anpassung erforderlich wurde.

Tagtäglich wird noch diese neue Bürde von den Eltern empfunden, wenn insbesondere das Erstgeborene ins schulpflichtige Alter kommt. Wie oft kommt es gerade erst aus diesem Anlasse zu erzieherischen Meinungsdifferenzen, andrerseits auch zum harmonisierenden Gedankenaustausch über bisher schlummernde Fragen.

So wird der Keil, den soziale Forderungen und Errungenschaften in das patriarchalische reine Vorbilderziehungssystem treibt, zum Bedürfnisquell höherer individueller Anpassung und gegenseitiger Unterstützung im Lebensbunde der Eltern, die erste Anregung zur kritischen Veredlung der bisher nur triebartigen Altruistik dem Kinde gegenüber.

So wie nun überhaupt die Altruistik dem Kinde gegenüber der erste primitive Anfang derselben ist, so wird sie auch hier zum ersten Male zielbewußt gewissenhaft veredelt, das heißt, zur reinen Ethik.

Der Leser verzeihe mir die scheinbare Abschweifung — es ist keine, denn es mußte gezeigt werden, wie allmählich im Wandel der Zeiten für das Gedeihen der künftigen Generationen im Kampf ums Dasein ein neues Erfordernis auftrat, nämlich das Defizit in automatischer Vorbilderziehung des Nachwuchses durch bewußte Verstandes- und Gemütsarbeit wettzumachen; es mußte gezeigt werden, wie mit dem Leisten oder Nichtleisten dieser Arbeit seitens der Eltern eine neue Wertqualität des Nachwuchses auftritt oder nicht, deren Berücksichtigung bei der Zuchtwahl erst ganz sporadisch frühzeitig genug erzogene Mneme (individuelles Erziehungsprodukt) ist, in einer weiteren Anzahl von Fällen erst einer

Spätreifung entspricht und leider in einer sehr großen Zahl gar nicht zur Entwicklung gelangt.

Obwohl nicht so weit und lange genug entwickelt, so wollen wir dennoch die Berücksichtigung dieser neuen Zuchtwahlqualität schon als das benennen, was sie durch fortgesetztes erzieherisches Einwurzeln als Artgedächtnis werden soll, den ethischen Zuchtwahlinstinkt.

Und so halten wir denn für unsere weitere Betrachtung folgende drei Entwicklungsstufen des Zuchtwahlinstinktes aufrecht:

1. Urzuchtwahlinstinkt oder primäre, der prähistorischen Entwicklungsperiode angehörig, dessen Maßstab der Sieg der rohen Kraft ist;

2. den sekundären, im großen Ganzen in der historischen Periode zum primären hinzutretenden, dessen Maßstab wirtschaftliche Tüchtigkeit ist;

3. den tertiären, in der Jetztzeit in Entwicklung begriffenen, ethischen (wobei gleich bemerkt werden soll, daß der zweite nicht eine Verdrängung des ersten sein soll und darf, soweit es sich um den Ausdruck körperlicher Gesundheit und harmonischer Kraftfülle handelt, sondern nur um den Ersatz des primitiven Maßstabes durch einen kulturell besser angepaßten und ebensowenig der dritte etwa seine Vorläufer verdrängen, sondern nur veredeln soll).

Jede Verdrängung wäre Rückschritt und führte zum Verfall der Rasse.

Aber noch sind wir mit dem Bedürfnisquell des dritten, der Begründung seiner Entwicklungsnotwendigkeit, nicht fertig, und müssen noch einmal zur Entwicklungsreihe zurückkehren, wo wir sie verlassen.

Sehen wir schon in einfach ländlichen Verhältnissen — es muß nicht nur beim Bauer, es kann auch beim Handwerker, kurz bei jedem Heimarbeiter sein, wo die väterliche Arbeitsstätte im Familienhause besteht — gewisse Kulturerrungenschaften einen Keil in das „Vorbilderziehungssystem“ treiben, so führt die völlige Trennung der Arbeitsstätte von der Familienwohnung zu einem schwerwiegenden Ausfall an dieser wichtigen Erziehungskomponente, ja unter gewissen sozialen Um- oder besser Übelständen zu einem völligen Auslöschen derselben. Daß dieser Ausfall bei Knaben und Mädchen je nach den Verhältnissen verschieden groß und ver-

schieden schwerwiegend sein kann, ist ohne weiteres einleuchtend und bedarf daher einer gesonderten Betrachtung.

Um mißverständlichen Einwendungen vorzubeugen, muß ich erwähnen, daß ich unter Arbeitsbeispiel oder Vorbild nur die unmittelbare Augenzeugenschaft des Nachwuchses verstehe, nicht etwa das gelegentliche theoretisierende Erzählen von des Tages Mühen.

Der Kardinalunterschied zwischen diesen beiden Arten liegt darin, daß erstere nicht nur durch das lebendige Erinnerungsgut der Augenzeugenschaft kräftiger und nachdrücklicher wirkt, sondern andererseits auch eine Summe von Zeit und Aufmerksamkeit bindet, die sonst fremden Einflüssen eine offene Tür böte.

Wir können drei Standestypen aufstellen:

Industriearbeiter und kleiner Beamter — akademischer Mittelstand — reiche Luxusmenschen.

Für den Knaben ist a priori das väterliche Arbeitsbeispiel maßgebender als das mütterliche; letzteres entwickelt zum Teil einen Ersatzmaßstab für die wirtschaftliche Wertschätzung der väterlichen Arbeit.

Je weiter vom einfachen Arbeiter aufwärts, desto weniger väterliches Arbeitsbeispiel wird in das Familienheim verpflanzt. Trifft dies den Knaben sehr schwer? Kaum, solange die Mutter da ist und wacker haushält und nach dem Rechten sieht. Je weniger aber vom väterlichen Arbeitsbeispiel in das Familienleben reicht, desto früher löst berufliche Vorbildung, Mittel- oder Fachschule den richtungslosen Elementarunterricht ab und schafft damit Ersatz.

Die gelegentlichen Entartungsformen der Luxusgruppen brauche ich wohl nicht besonders zu besprechen.

So sehen wir im allgemeinen die Erziehungsbedingungen zur wirtschaftlichen Reife bei den Knaben trotz Wegfall des väterlichen Arbeitsbeispieles verhältnismäßig leicht kompensierbar und auch in praxi mäßig kompensiert.

Desgleichen ist dort, wo von einem ethischen Bedürfnisse die Rede sein kann, also in den Kreisen der akademisch Gebildeten und im Geistesadel, teils durch die Schule und den Wettbewerb daselbst, teils durch den wenigstens zeitweise (Ferien) wieder hergestellten innigeren Kontakt zwischen Eltern und Kindern die ethische Erziehungskomponente halbwegs befriedigend gesichert.

Dadurch, daß die Erziehung des Knaben viel früher und deutlicher eine bestimmte Richtung einnimmt und ihm auch schon

relativ frühzeitig eine Reihe von fürs ganze Leben bindenden und folgenschweren Entschlüssen zugemutet werden (weitere und immer enger werdende Berufswahl), erreicht er im allgemeinen auch relativ früh jene Entwicklungsstufe in der Wertschätzung seiner Mitmenschen, die endlich auch für die Wahl seiner Lebensgefährtin bestimmend wird.

Mit anderen Worten, ob er nun im Fortschrittsgange seiner Zuchtwahlinstinkte im wesentlichen auf Stufe I, I und II bleibt oder sich auf die dritte der ethischen Veredlung und Ergänzung von I und II durchringt, er hat das Wesentliche, was er überhaupt in seinem Leben erreicht, schon lange erreicht, **bevor** er als Ehewerber auf den Plan tritt.

Damit ist nicht gesagt, daß es nicht auch viele ethisch Genügsame gibt, die nie auf Stufe III hinaus ausreifen, und ist auch nicht geleugnet, daß es verlorene Söhne gibt, die aus dem Pfuhle dekadenter Verirrungen auch später noch reumütig zurückkehren.

Gehen wir denselben Betrachtungsweg nun für die Mädchen. Der vornehmste, edelste, einzig natürliche Frauenberuf ist und bleibt doch die „Mutterschaft" in des Wortes reinster und höchster Bedeutung, die Hüterin des häuslichen Friedens und Wohlbehagens, des Gedeihens der Familie.

Welche Macht der Welt, welche noch so fortschrittliche soziale Errungenschaft könnte hier die Vorbilderziehung ersetzen? Und wie weit greift leider der Wegfall dieser Erziehungskomponente um sich!

Schon im Kreise des Industriearbeiters reicht oft der Verdienst des Vaters nicht hin, die Kinderschar zu kleiden und zu ernähren, die Mutter muß ebenfalls hinaus verdienen helfen, die Kinder lungern inzwischen auf der Straße herum. Wie viel Entartung, wie viel verlorene Menschenleben stammen aus solchen Verhältnissen!

Man könnte Bände darüber schreiben, doch es würde uns zu weit weg führen von den weit instruktiveren Verhältnissen des Mittelstandes.

Der an und für sich lobenswerte Drang des weiblichen Geschlechtes nach einem höheren Niveau allgemeinen Wissens einerseits, der weit weniger mit den Waffen positiver Verdienste als mit Repressalien auf dem Gebiete des häuslichen Friedens und Ausnützung der männlichen Begehrlichkeit nach weiblicher Schönheit und Anmut geführte Kampf um ein höheres soziales Niveau

der Frau andererseits, hat dem unersetzlichen Vorbilder-Erziehungssystem des weiblichen Nachwuchses viel, viel schwerere Breschen geschlagen, als es nötig war und jemals zu verantworten sein wird.

In ungleich höherem Maße als für Knaben gilt für die Mädchen der Satz: Je mehr die Jugend dem Arbeitsbeispiel der Eltern entrückt ist, um so leichter gewinnen fremde, nicht immer wünschenswerte und schwer kontrollierbare Einflüsse am Nachwuchse feste Richtung und verlangen zielbewußte und wohlwollende Korrektive, die zu leisten nach des Arbeitstages Hast und Mühen oder in spärlichen Ferienwochen ethisch vollwertige opferfreudige, altruistische Naturen fordert.

Nicht minder beteiligt an dem Wegfall der Beispielerziehung ist die insbesondere in merkantilen Kreisen übliche Unsitte, daß die Gattin oft genug weit über die Verhältnisse „aufgetakelt" auf der Promenade oder im Café die Kreditfähigkeit des Mannes — ob mit Recht oder nur zum Schein — zur Schau tragen müsse.

Der Kampf ist entartet fast auf allen Linien, aus dem Drange nach allgemeinem Wissen resultiert nur zu häufig eine vorzeitige Entfernung der Tochter aus dem häuslichen Schutz, aus der weiteren Notwendigkeit nach einem Eventualberufe, wenn die Heiratschancen versagen sollten, ein weiteres Verlängern des der häuslichen Vorbilderziehung Entrücktseins und das gerade in jener für das ganze Leben so wichtigen Periode des Erwachens der Zuchtwahlinstinkte, zugleich damit der Periode, da dieselben höchst dringlich der wirtschaftlichen Fortentwicklung und ethischen Veredlung bedürften.

Ja wird denn diese Entwicklung und Veredlung nicht ohnehin in unseren Mädchenschulen und Pensionaten geleistet?

Hier gibt es leider nur eine Antwort: und zwar leider nur ein entschiedenes „Nein". Die jüngeren Pensionatsjahre sind mit ein paar lose aneinander gereihten Wissensbrocken neben einigen Fertigkeiten erzieherisch so richtungslos, daß davon die Entwicklung einer Wertschätzung wirtschaftlicher Tüchtigkeit um so weniger zu erwarten ist, als dem Weibe im allgemeinen, also hier weder den Erzieherinnen noch den Erzogenen ein weitsichtigeres, Programmisieren in die Zukunft eigentümlich ist, und das vollständige Befriedigtsein über einen Augenblickserfolg überwiegt.

In den weiteren Jahren spielt erzieherische Prüderie und Heuchelei eine so große Rolle, daß gerade hierin eher ein mächtiger

Hemmschuh, denn ein Entwicklungsprinzip zu erblicken ist. Was dabei günstigsten Falles herausschaut, ist ein Stillstand in einem sonst bei innigem Kontakte mit erziehungstüchtigen und gewissenhaften Eltern natürlichen Entwicklungsgang, dem Ausreifen und Veredeln des einmal erwachten Zuchtwahlinstinktes.

Noch soll es hie und da Mädchen geben, die völlig unerfahren und naiv in jeder Hinsicht in die Ehe treten — das ist ausnahmsweise wirklicher Stillstand, sonst aber gilt der Satz: Stillstand ist Rückschritt, besser gesagt: Entartung, denn wo einem mächtigen Entwicklungsdrange die natürlichen Wege verschlossen sind, dort gerät er auf Abwege. Und dieser gibt es gerade auf dem heiklen Gebiete eine schwere Menge.

Es kann euch Müttern nicht oft genug gesagt werden: die Aufklärungen, die ihr in würdiger erzieherischer Form euren Töchtern zu geben versagt, sie sickern in unwürdiger entarteter Form seitens unberufener Aufklärer durch, durch die Dienstboten, den durchs ganze Großstadtleben zitternden erotischen Kitzel mit seinen Schaufenstern, Zeitungen, Theatern, in etwas würdigerer, aber bei dem Mangel eines aufrichtigen, freundschaftlichen Kontaktes zwischen Mutter und Tochter auf Basis rechtzeitiger Aufklärung dennoch entartender Form im Geschichtsunterricht[1]), im Literaturunterricht[2]), und glaubt mir, keine Kloster- und Pensionatsmauer ist hoch und dicht genug, daß nicht eine Schundliteratur, wie die in Kapitel II erwähnte, heimlich ihren Einzug fände, gar nicht zu reden von den Gefahren des Beichtstuhles und der Legendenliteratur[3]).

Ob endlich die Inbrunst religiöser Zeremonien und Symbolik als Ersatzentladung eines unverstandenen inneren Hingebungsdranges vom rassehygienischen Standpunkt für die normale Entwicklung

---

[1]) Was wird nicht insgeheim über den Doppelsinn des Wortes „lupa", über die Wölfin in der Sage von Romulus und Remus getuschelt.

[2]) Romantik, Minnesängerei.

[3]) Ich erinnere mich aus meiner eigenen Internatszeit an ein solches Legendenbuch, u. a. an Schilderung und Illustration vom Martyrium der heiligen Agathe, die eher in ein Jahrmarktspanorama mit der Aufschrift „Nur für Erwachsene" als in ein Erbauungsbuch für 10 bis 14 jährige Konviktisten gepaßt hätte. Auch verweise ich im übrigen auf den von Dr. Bloch zitierten Brief Billrots an Hanslick, worin er die Existenz einer reinen, von allen sinnlichen Zusätzen freien religiösen Empfindung stark anzweifelt.

ehelichen Empfindens zu begrüßen sei oder nicht, habe ich schon an anderer Stelle erwähnt. Sie ist ein mittelalterliches Auskunftsmittel zur Festlegung eines sonst etwa zu frühzeitig durchbrechenden Hingebungstriebes, eine Symbolik, die mit wirklichem religiösen Glauben nichts zu tun hat.

Nur mittelalterliche Geistesnacht konnte sie dulden und mag sie dulden für die Fanatiker der Aszese: im Lichte moderner Erkenntnis ist sie, erzieherisch auf unsern Nachwuchs angewandt, ein schweres Entartungsprinzip für einen unserer heiligsten Triebe, für die Pflicht zur Erhaltung der Gattung.

Wir haben damit die Frage aufgerollt, in welchem Verhältnisse Knaben und Mädchen durch die in mannigfachen Errungenschaften sozial begründete teilweise oder gänzliche Lostrennung aus der Arbeitsstätte der Eltern und damit von der elterlichen Vorbilderziehung in der Entwicklung ihrer Eignung zu tüchtigen Gatten (Gefährtschaft und Elternschaft) beeinflußt oder beeinträchtigt werden.

Für die vergleichende Beantwortung werden wir folgende Gesichtspunkte im Auge behalten müssen:

1. Körperliche Eignung, Gesundheit, Schönheit.
2. Wirtschaftliche Eignung zur Familienpflicht.
3. Durchführung rechtzeitiger sexueller Aufklärung.
4. Die Gefahren der Verführung, der Entartung und verwandte Erscheinungen.

Denn diese vier Gesichtspunkte stellen schließlich die Bedingungen dar, unter welchen sich der Zuchtwahlinstinkt entwickelt, ausreift oder entartet, ehe das Individuum als Werber oder Umworbene aufzutreten sozial in der Lage ist.

Wir wollen diese Betrachtung der Einfachheit wegen nur für die uns am meisten interessierende Kulturträgergruppe, den Beamten- und akademischen Mittelstand und ähnliche Verhältnisse durchführen, von der Annahme ausgehend, daß gerade für diese Stände fast regelmäßig 1. die väterliche Arbeitsstätte aus dem Heime verschwunden ist, 2. sich für die Eltern die Notwendigkeit ergibt, in und um die Pubertätsperiode ihren erzieherischen Einfluß auf die Nachkommen mit Schule und Internat oder Schule und Stadtmilieu zu teilen.

Ad 1. Daß die körperliche Entwicklung von der Verlängerung des Schulbanksitzens ungünstig beeinflußt wird, bedarf keiner

weiteren Erläuterung, daß aber die Mädchen in ihrer durchschnittlich rascheren, in der Umstimmung des ganzen Organismus intensiveren Pubertätszeit mehr darunter leiden, ist außerdem darin begründet, daß mit dem besten Willen der mit allem Fleiße betriebenen Kompensation der Stubenhockerei durch Turnspiele u. dgl. nicht der Raum gegönnt werden kann als bei Knaben. Es resultiert daraus auch eine wesentliche Verringerung der allernatürlichsten Eindämmung vorzeitig erwachender Sinnlichkeit, nämlich des intensiven „Sich körperlich Ausarbeitens", also ein Moment für die Steigerung der sexuellen Neugierde.

Ad 2. Der Knabe erlangt seine wirtschaftliche Eignung zum Familiengründer durch seinen Beruf. Er verliert also durch seine Vor- und Berufsstudien nichts. Die Einbuße des väterlichen Beispieles ist zum größten Teil durch seine Studien wettgemacht, der geringe Rest noch notwendiger Kompensation vom Vater noch leicht zu leisten. Das Mädchen verliert für viele Jahre fast alles an häuslicher Vorbilderziehung, ihr Studium ist fast nur Eventualberuf. Die Vorbereitung zur Familienmutter und Hausfrau liegt brach. Des Mädchens Lernarbeit ist ein richtungsloses Hin- und Herpendeln zwischen unbestimmt sehnsuchtsvoller Ahnung seiner eigentlichen natürlichen Bestimmung und dem Gustieren nach einem Eventualberuf. Und ungleich häufiger als die Knaben verlieren sich die Mädchen in die Liebhaberei allerlei ihres Glaubens müheloser, aber auch häufig so brotloser Künste: — Bühne, Musik, Malerei oder pendeln gar zwischen äußerstem Extrem, z. B. Schauspielerin oder Nonne.

So werden ungeheuer viele von der körperlichen Reifheit für die Ehe überrascht, ohne ihr wirtschaftlich und seelisch gewachsen zu sein.

Ad 3. „Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr,"

sagt der treffliche Beobachter und humorvolle Skizzenzeichner Wilhelm Busch. Mit der ersten Zeile ist ja eigentlich auch schon gegeben, daß das Maß frühzeitiger sexueller Aufklärung für Knaben ein weitaus geringes ist; etwas Naturgeschichte des Zeugungsaktes und ein paar kurze Aufklärungen über die Gefahren der vorehelichen Promiscuität.

Ganz anders beim Mädchen: schon die Hygiene des Pubertätsalters stellt eigentlich ungleich höhere Anforderungen an das Er-

zieheramt, und welcher Vogel Strauß-Politik wir da begegnen, spottet oft jeder Beschreibung, insbesondere in den Internaten.

Ich kann hier nur einige ganz kurze Andeutungen machen: Welchen Insult stellt unter Umständen die überraschend eintretende Menstruation dar! Wie oft ist die einzige hygienische Anleitung gelegentlich dieses Ereignisses lediglich die Aufforderung der strikten Geheimhaltung vor den jüngeren Mitschülerinnen. Wie oft geben mangelnde Hygiene der Menstruation, dadurch entstehende Katarrhe, Eingeweidewürmer, die in die Geschlechtsteile überwandern, Lageveränderungen der Gebärmutter durch die Schulgewohnheit des Harn- und Stuhlverhaltens Anlaß zu Reiz- und Kitzelgefühlen an der weiblichen Scham; eine Summe von neuen Organgefühlen, für die an allerunberufenster Stelle Aufklärung gesucht wird.

Die Klippe ist kaum überstanden und schon bringt die nächste Phase die passive Rolle, die Position der Angegriffenen im Sexualwerben, die darin begründete ungleich größere Abwechslung für das Mädchen — ehe der Balljüngling einen Flirtangriff wagt, hat die Maid deren Dutzende bestanden — einen derartigen Knäuel von Eventualfragen mit sich, vermehrt die für den Knaben hinreichenden Anstandsregeln des Tun und Lassens um das ungleich größere Kapitel des „Duldendürfens“ und „Abwehrenmüssens“, daß, wie die Erfahrung lehrt, selbst die Mütter darüber den Kopf verlieren.

Desgleichen bedingt die mit der tatsächlichen Aufnahme des Sexualverkehres einhergehende Verletzung der körperlichen Integrität einen solchen Wust der widerstrebendsten Gefühle von Lust und Opferweh, eine so ungleich größere Verantwortlichkeit für das „seines Glückes Schmied sein“ und macht die erzieherische Aufgabe der Mütter so groß, daß eben deshalb die meisten davor zurückschrecken.

Es geht ihnen wie so oft dem Arzte, mit oder ohne dessen Schuld: weil der Termin für die leichtere Frühoperation versäumt wurde, reichen ihre Kraft und Hilfsmittel für spätere umfangreichere und gefährlichere nicht mehr aus.

Das Ergebnis davon ist aber, daß Mädchen häufiger und intensiver von dem ahnungslosen Eintreten in die Pubertät und unaufgeklärtem „In die Welttreten“ Schaden davontragen an Leib und Seele.

Ad 4. Für die Gefahren der Verführung und Entartung tritt nun aber der physische und psychologische Unterschied der Geschlechter in noch krasseren Gegensätzen zu Tage, in dem Unterschiede zwischen dem „Sich etwas nehmen“ und „Sich ganz hingeben“.

Wir müssen, um klarere Verhältnisse vor uns zu haben, uns auf jene Zeitperiode beschränken, die mit der Erreichung der körperlichen Reife für die Ehe abschließt, und von jenen Entartungen absehen, die wir als Konsequenz der sozial bedingten verspäteten Ehemöglichkeit als sekundäre Entartungen bezeichnen wollen.

Ich habe dies schon im Beginn meiner Studie angedeutet und meinen Standpunkt dahin präzisiert: „daß der Kampf ums gleiche Recht nicht zu einem Kampf ums gleiche Unrecht werden dürfe.“

Daß einerseits Knaben mehr den Verführungen ausgesetzt sind — insbesondere durch weibliche Dienstboten —, andrerseits auch ohne gesundheitzerrüttende Exzesse das persönliche Risiko für das Mädchen größer ist, an Wertigkeit als Sexualwunschobjekt einzubüßen, an Heiratschancen zu verlieren, bedarf für unsere Betrachtung keiner besonderen Begründung. Wenn es bei manchen anderen Völkern und in manchen anderen Kulturverhältnissen anders ist, wenn es auch bei uns halb abgelebte Gourmands gibt, die lieber eine mehrfach abgelegte routinierte Maitresse als eine ehrsame Jungfrau ehelichen, so ändert dies nichts an der herrschenden gesunden Geschmacksrichtung, nichts an dem Grundton jener Bestrebungen, die allein einen wirklichen Kulturfortschritt ermöglichen.

Für unsere Betrachtung kommt es hauptsächlich darauf an, inwieweit die Abstimmung des geschlechtlichen Empfindens in einer für die Dauerehe schädlichen Form alteriert werden kann oder nicht.

Ich muß hier einen Moment der Analogie und des besseren Verständnisses halber auf die sekundären Entartungen hinweisen. Eine häufige und leider mit Recht wiederkehrende Klage ist die, daß Männer allzu häufig gewisse Allüren ihrer vorehelichen Prostitutionspraxis glattweg in die Ehe übertragen wollen.

Umgekehrt entsteht nun die Frage, ob nicht auch die Mädchen aus vorehelicher Erotik und Flirt Anforderungen und Prinzipien

in die Ehe mitbringen, die mit gleichzeitigem Ausfall der wirtschaftlichen und ethischen Reifheit für die Ehe gleichbedeutend sind mit einer Entartung ihres geschlechtlichen Empfindens, also auch gleichbedeutend mit einer Disposition ihrerseits für eine enttäuschte Ehe.

Tatsächlich liegt in der schon oben sub 3 erwähnten passiven und damit abwechslungsreicheren Rolle einerseits ein höheres Gefahrenmoment für Geschmacksverwirrung und -verirrung, für ein Einwurzeln romanhaft phantastischer und im heutigen Kampf ums Dasein nicht realisierbarer „Ideale", in der Frustranität der religiösen, romantischen und Flirterotik andrerseits, der Anlaß zur häufigen Unterdrückung der Erregung statt des physiologischen Abreagierens.

Das ist nichts anderes als die Gefahr der Abstumpfung, die Gefahr für die Entwicklung der Pseudofrigidität, d. h. die Frigidität für eine vernünftige ruhige Ehe, die jedoch durchaus nichts gemein hat mit der wirklichen Frigidität, der auch der Don Juan-Hausfreund gleichgültig bleibt.

Daß die höhere Tochter eine Kulturerrungenschaft bedeutet, und zwar einen Fortschritt im Sinne eines höheren Wissensniveaus der Frau, kann unbestritten bleiben. Es wird zwar ebensoviel vom aufgebauschten Wissen wie seitens der männlichen Jugend vom Mittelschulkram im praktischen Leben wieder über Bord geworfen. Das schadet gewiß nicht.

Anders steht die Frage, ob die Frauen, die statt des Niveaus hausbackener Nützlichkeit das andere Extrem der wirtschaftlich und erzieherisch untätigen Luxusdame gewählt haben, ihre soziale Position wirklich erhöht haben, oder ob nicht eher damit eine Verflachung ihres sozialen Wertes einhergeht, die durch den modernen Aufputz des vergänglichen und daher für die Dauerehe weniger suffizienten geschlechtlichen Persönlichkeitswertes nicht wettgemacht ist.

Weiters entsteht die Frage, ob nicht das gedankenlose Hineintreiben der weiblichen Jugend in die Schülerexistenzbedingungen der männlichen ein schweres Verkennen weiblicher Individualität überhaupt, seiner eigentlichen Bedarfsentwicklung im besonderen bedeutet. Jedenfalls wird diese Bedarfsentwicklung, dieser Sollbestand an Erziehungsgut auf Kosten allgemeiner Wissensbildung viel häufiger vernachlässigt und verkürzt, als man sich der Kom-

pensationsnotwendigkeit durch besonders sorgfältige seelische Führung bewußt wird oder auch nur im entferntesten derselben gewachsen ist.

So sehen wir denn mit der Errungenschaft der höheren Tochter die Gefahr der Verkümmerung des Weibes, der Hausfrau, der Mutter über den Häuptern der Generationen drohen, wenn nicht das, was an Vorbilderziehung für den eigentlichen Beruf wegfällt und durch kein Eventualberufsstudium ersetzt werden kann, durch eine ganz wesentlich vermehrte zielbewußte Verstandes- und Seelenarbeit seitens der Eltern ersetzt wird.

Wir sehen damit eine Bresche gelegt in die natürlichen Entwicklungsbedingungen der Gattenwahlgeschmacksrichtung, d. h. der Zuchtwahlinstinkte.

Die Trägerin ist nicht nur denselben hinsichtlich ihrer Hauptbestimmung entzogen, sondern auch, statt Aufklärung zu finden, mancherlei Reizmomenten für körperliche Empfindungen und sexuelle Neugierde ausgesetzt, denen ebensoviel Entartungs- und Entgleisungsmomente entgegenkommen.

Ich könnte auf Grund der vorangehenden Betrachtungen nunmehr resumierend an die naturwissenschaftliche Definition des Hanges zum Roué schreiten, muß jedoch noch kurz einer ungeheuer verdienstvollen Arbeit gedenken, die mit einigen ihrer interessantesten Kapiteln hart an unserem Thema vorbeigeht, ohne jedoch auf das Wesen der in Rede stehenden Dinge erklärend einzugehen.

Ich bin mir wohl bewußt, das, was Dr. J. Bloch in seiner umfassenden Arbeit in den Kapiteln „Der Weg des Geistes in der Liebe“ sagt, bisher kaum berücksichtigt zu haben, fühle mich aber trotzdem keiner Unterlassungssünde schuldig.

Um den phylogenetischen Entwicklungsgang, den Stammbaum unserer Zuchtwahlinstinkte, leicht faßlich darzustellen, konnte ich mich zuerst nur an die Hauptrasse, an die regierende Linie, halten.

Daß eine höhere Individualisierung der Liebe schon zu allen geschichtlich bekannten Zeiten stattgefunden hat, ist in keiner Weise anzuzweifeln, doch betrifft diese Individualisierung im wesentlichen mehr die persönliche feinere Gourmandise unseres Geschlechtslebens als die rassehygienische Veredlung unserer Zuchtwahlinstinkte. Daß die Endprodukte dieser Seitenlinien als Unter-

richtseinfluß in den persönlichen Charakterwerdegang hineinspielen, habe ich ja genügend deutlich erwähnt. Unzweifelhaft beeinflußt diese feine persönliche Gourmandise auch schon zum Teil unsere Zuchtwahlinstinkte. Sie hat auch als Ästhetik unseres Liebeslebens ihre gesunde Berechtigung (Körperkultur, Kunst, Musik).

Sie ist notwendig als persönliches Lockmittel für die Erfüllung der Pflicht zur Erhaltung der Gattung, als das egoistische Äquivalent für die in der Elternschaft tief begründete Altruistik, deren Opfer leiblich von der Mutter, als Ernährungssorgen vom Vater, erzieherisch von beiden zu bestreiten sind. Aber an und für sich hat sie mit dem Wohl und Wehe der Nachkommenschaft zu wenig zu tun, hat zu wenig altruistische Komponente, um für sich als Zuchtwahlinstinkt angesprochen zu werden, ist mehr Zierat und Verbrämung hiezu, als Wesen.

Und wer nun einmal mit mir die Hauptstraße gegangen ist und die Richtung innehat, der kann sich ja nunmehr ganz leicht auch das historische begleitende Panorama in der einschlägigen Literatur ansehen. Ich nenne hier insbesondere Dr. Iwan Bloch, Stoll.

Und noch eine Überlegung hat mich zwingend den möglichst einfachen geraden Weg gewiesen.

Wo immer in der Natur eine Art im Kampf ums Dasein höhere Anforderungen stellt, mithin auch mit höheren Qualitäten ausgerüstet sein muß, dort kommt es weniger auf eine Massenproduktion von Nachkommen als auf deren Tüchtigkeit und Qualitätserziehung an.

Ganz dasselbe beobachten wir auch im engsten Kreise bei uns. Die Entwicklung des ethischen Zuchtwahlinstinktes ist Qualitätserziehung im vollsten Sinne des Wortes.

Sie kann fast nur geleistet werden bei numerisch beschränkter Nachkommenschaft.

Der ständige Zuzug von ländlicher Bevölkerung nach den Städten, das Heranwachsen neuer Intelligenzfamilien aus einfachen bäuerlichen Vorfahren, die Geburtsziffern da und dort zeigen aufs deutlichste, daß sich Massenproduktion an Nachkommen und hochwertige Qualitätserziehung mindestens im härteren Kampf ums Dasein bis zu einem gewissen Grade ausschließen, daß wir somit zur Ergänzung unserer Reihe auf den Nachwuchs aus primitiveren Kulturstufen direkt angewiesen sind.

Auch der begeisterte Vorkämpfer für die Kombination beider Zuchtmomente: Zola, hat den Hauptschauplatz seiner Fécondité in glückliche ländliche Verhältnisse verlegt und der Überproduktion an Nachkommen, den hinausziehenden Pionieren der väterlichen Ideen, am Heime des Stammes eine Rückendeckung und sichere Operationsbasis gelassen.

Und so ist denn der Beobachtungsweg, den wir für die Entwicklung unserer Zuchtwahlinstinkte gewählt, auch heute noch immer aktuell. Das Hineinragen primitiver Verhältnisse in das komplizierte Kulturleben macht den Entwicklungsvorgang, der sich immer aufs neue und unter unseren Augen abspielt, klarer und deutlicher, und dieses Entwicklungsbeispiel wird immer aktuell bleiben, weil der zu Grunde liegende Vorgang die unentbehrliche Blutauffrischung für die sonst durch einseitige Geistesarbeit zur körperlichen Verkümmerung neigende Intelligenzklasse darstellt.

Was ist nun im Lichte der Entwicklungsgeschichte der „Hang zum Roué"?

Wir sehen die ersten Andeutungen des Zuchtwahlinstinktes sich unter normalen Verhältnissen entwickeln, wenn die Geschlechtsorgane ihre Entwicklungs- und Reifeperiode beginnen, wir sehen damit impulsiv die sexuelle Neugierde auftreten, wenn sie nicht schon früher durch das Milieu geweckt wurde, wir sehen dieselbe so groß werden, daß keine menschliche Schranke sie einzudämmen vermag, und wer dies bis heute versucht hat, hat seine Kinder einer unwürdigen Aufklärung überantwortet.

Wir sehen ferner die phylogenetisch jüngeren wirtschaftlichen und ethischen Zuchtwahlinstinkte auch ontogenetisch später auftreten und noch hauptsächlich persönliches Erziehungsprodukt sein. Wir sehen jedoch auch, wie das soziale Milieu hemmend, fördernd oder entartend einzuwirken vermag.

Auf Grund all dessen können wir sagen: Der so häufig beim weiblichen Geschlecht und insbesondere bei jungen Mädchen als erste Regung des Geschlechtstriebes auftretende „Hang zum Roué" ist in seinem Kern der primitivste, also Urzuchtwahlinstinkt, jedoch hauptsächlich insoferne als überlebt, als Atavismus in Erscheinung tretend, als ihm unter den heutigen Kulturverhältnissen der seinerzeitige natürliche Maßstab abhanden gekommen ist, und insoferne als relative Hemmungsbildung als dessen weiterer Ausbau und Veredelung nicht abgewartet wird, ehe das Mädchen sozial in die

Phase des sexuellen Werbens tritt, und endlich insoferne als dekadent, als widernatürliche Vorenthaltung der sexuellen Aufklärung und unzweckmäßige Erziehung künstlich einen Stillstand in dem natürlichen Entwicklungsgange der Beispielerziehung setzt und dafür schlechten Beispielen und Entartungseinflüssen desto mehr Spielraum gewährt.

Dieser schon vor Eintritt des sekundären historischen wirtschaftlichen und neuzeitlichen ethischen Zuchtwahlinstinktes dekadent gewordene Urzuchtwahlinstinkt greift nun, weil ihm der Maßstab: „Sieg der rohen Kraft in den Werbespielen" sich nicht mehr darbietet, nach einem Ersatzmaßstab, und zwar als Ausdruck eigener kritischer Unreifheit mit den Überresten des kindischen Nachahmungstriebes nach dem Maßstabe vorausgegangener Liebessiege.

Und diesem Maßstabe und der gesteigerten sexuellen Neugierde genügt eben nur die sexuelle Renommisterei des Don Juan und die unverschämt zur Schau getragene Portion frech versteckter Lüsternheit des Roués.

Doch auch damit ist sein Wesen noch nicht erschöpft. Auch ohne seinen dekadenten Ersatzmaßstab ist der Urzuchtwahlinstinkt in seiner Bevorzugung des sexuell erfahrenen Mannes die weibliche Arterinnerungskomponente an die Urpromiscuität im Herdendasein, er ist nicht nur die weibliche Approbation des männlichen Variationstriebes, die weibliche Variationsbereitschaft — und daran ändert selbst der phylogenetisch jüngere Instinkt nach dem alleinigen und dauernden Besitz eines bereits anderen zugeteilt gewesenen Sexualwunschobjektes nichts — ja insoferne die Bevorzugung des sexuell erfahrenen durch spätere Wertschätzung des sexuell noch ganz unverbrauchten Mannes abgelöst wird, ist er der weibliche Variationstrieb in seiner primitivsten Ursprünglichkeit selbst.

Als Moment für die gegenseitige soziale Züchtung betrachtet — und gerade in dem Sinne kommt dem Urzuchtwahlinstinkt des Weibes an sich als in seiner Entartungsform dem Hang zum Roué wegen der sozial bedingten stärkeren Hinausschiebung der Verehelichungsmöglichkeit des Mannes und insbesondere weil es der erste unmittelbare Impuls dieser Art ist, eine große Bedeutung zu — ist er das Gegenteil von dem theoretisierenden Wunsche „Gebt uns Manneskeuschheit", ist er für die jüngeren Männer

vielfach die nachdrücklichst praktisch belegte Aufforderung: „Eignet euch doch erst eine gewisse sexuelle Erfahrung an, ehe ihr um junge Mädchen werbt.“

Soweit es sich in dieser ganzen Darstellung um einen natürlichen Entwicklungsvorgang handelt, liegt es mir völlig ferne, daraus etwa den Vorwurf einer Minderwertigkeit des Weibes etwa im Sinne von Moebius schmieden zu wollen, ebenso ferne, etwa einen ähnlichen atavistischen Zug, wenn auch seltener und weniger kraß, bei Jünglingen zu leugnen.

Noch ferner liegt mir natürlich, damit die vorliegende Tatsache als definitives Entwicklungsprodukt etwa zu verteidigen und als unabänderlich fatalistisch hinzunehmen oder auch das zuletzt angedeutete Ressentiment der jungen Männer billigen zu wollen.

Aber wer wirklich offen und ehrlich einer a priori reinen Lebensmonogamie zustreben will, der muß einmal in die Dinge hineinsehen, wie sie wirklich sind, wie sie sich entwickelt haben und noch entwickeln.

Und gerade diejenigen, die den Kampf ihres monogamen Zuges gegen den Variationstrieb des Mannes auf ihre Fahnen geschrieben haben, aber auch alle Mütter müssen einsehen lernen, daß sie diesen Kampf besser und aussichtsvoller als bisher mit der teilweisen Provokation in sozialer Züchtung und nachträglicher Verlästerung führen werden mit den Waffen der einsichtigen Erkenntnis und der rechtzeitigen Prophylaxe vorzugsweise am eigenen Geschlecht.

V.

Schlußwort.

Die Prophylaxe ist die beste Therapie.

Seit jeher hat in der Medizin die Behandlung der Krankheiten, deren Wesen man noch nicht genau kannte, im argen gelegen. Man tappte zwischen dieser und jener symptomatischen Therapie herum.

Erst wenn das Wesen, die letzte Ursache der Krankheit, erkannt war, setzte die kausale Therapie ein, ja noch mehr, erst jetzt war man in der Lage, besonders, soferne es sich um infektiöse Erkrankungen handelte, zielbewußte Vorkehrungen zu treffen gegen Einschleppung, Ansteckung usf.

Ich bin mir aber sehr wohl bewußt, daß ich nach der Richtung nicht viel neue Vorbeugungsmaßnahmen werde vorschlagen können. Aber dennoch hat mich eine Überlegung veranlaßt, meiner Studie, wie ich hoffe, gemeinverständliche Fassung zu geben, und veranlaßt mich nun, aus den bekannten „Reformvorschlägen“ und zu lösenden „Kulturaufgaben“ jene leitenden Gedanken zu wiederholen und vielleicht zum Teil auch auszubauen, die meines Erachtens nach das eben geschilderte Übel an der Wurzel fassen und damit — ich bin nicht allzu sanguinisch — allmählich Wandel schaffen können.

Wenn wir heute das Wesen einer Epidemie erkannt haben, so sind in kürzester Frist am weiten Erdenrund die Maßnahmen der Therapie und Prophylaxe Gemeingut der leitenden Faktoren. Und dennoch besteht ein großer Unterschied, ob wir in einer Stadt Mitteleuropas oder im fernen China mit einer eingeschleppten Epidemie fertig werden sollen. Ein Unterschied, der einzig und allein bedingt ist durch die Mithilfe oder stupide Resistenz der Bevölkerung. Aber auch die Mithilfe der Bevölkerung ist verschiedenwertig und erreicht ihr Bestes nicht in blindem Gehorsam,

sondern in aufgeklärter, mitwissender Überzeugung, wenn, wie es bei uns z. B. bei drohender Einschleppung der Cholera geschieht, volkstümliche Vorträge mit Projektionsdemonstrationen gehalten werden.

Ein ähnlicher moderner Zug, die Patienten selbst zu überzeugten wissenden Mithelfern der Kur zu machen, zeigt sich übrigens erfreulicherweise immer mehr in der Medizin, und insbesondere auf dem Gebiete der funktionellen Störungen. Dadurch, als auch durch die, dank der Bemühungen verschiedener naturwissenschaftlicher Gesellschaften in deutschen Landen, erfreulicherweise kolossal zunehmenden Verbreitung von naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Vertrautsein mit dem Lamark-Darwinismus, der Morphologie und Biologie, ist der Boden geebnet und vorbereitet für eine genauere Analyse unserer Instinkte und Gefühle.

Wenn mir eine solche Analyse gelungen ist, so hoffe ich, indem ich nunmehr die mir am wichtigsten erscheinenden „Reformvorschläge“ zusammenfasse, manches davon neuerlich nachdrücklichst begründet zu haben und manchen, der die Botschaft bisher zwar gehört, vielleicht, weil's jetzt so Mode ist, aus einem lauen zu einem eifrigen, weil überzeugten Mitarbeiter an notwendiger Kulturarbeit zu machen.

Unsere bezüglichen Aufgaben haben vier Haupterfordernisse im Auge zu behalten:

1. Die rechtzeitige sexuelle Aufklärung und Erziehung.

Besser, ein Jahr zu früh, als eine Stunde zu spät. (Oker Blom.)

Über die Notwendigkeit der sexuellen Aufklärung und die Art ihrer Durchführung existiert bereits eine so umfangreiche Literatur, daß ich hierüber einfach auf dieselbe verweisen kann, und nenne ich insbesondere F. W. Foerster, Maria Lischnewska und M. Oker Blom.

Ich habe hier lediglich zu motivieren, wie dieselbe ursächlich in die erzieherische Vermeidung des Hang zum Roué einzugreifen vermag, wie der Entartung des Urzuchtwahlinstinktes vorzubeugen.

Dr. J. Bloch sagt: „Wie überall im Leben, so kann auch hier die Herrschaft des Zufalls nur durch die Erkenntnis aufgehoben werden. Die Lösung der sexuellen Frage setzt Offenheit, Klarheit, Wissen auf geschlechtlichem Gebiete voraus, Erkenntnis von Ur-

sache und Wirkung und Vermittlung dieser Erkenntnis an die nachfolgende Generation, damit diese ohne Schaden klug werde. Die sexuelle Erziehung ist ein wichtiges Kapitel der allgemeinen Pädagogik."

Und Philipp Frey äußert sich: „Daß die Mädchen in einem gewissen Alter mit derselben Aufklärung bedacht werden sollen wie die Knaben, versteht sich von selbst. Die weibliche Keuschheitsforderung wird in friedlicher Familienatmosphäre bis zum normalen Ehealter ohne innere Kämpfe erreichbar sein. Das normale Ehealter für den weiblichen Mittelstand liegt eben um zehn bis fünfzehn Jahre tiefer als das des Mannes. Auch macht der schlummernde Charakter der weiblichen Sinnlichkeit ihr einen Erwecker nötig, der in der Regel nur gefährlich ist, wenn er auf ein ungewarntes und vom häuslichen Schutze losgelöstes Mädchen anstürmt. — — — — — — — — — — — — —

Sicher sollte man Knaben und Mädchen bis zum Eintritt der Pubertät und darüber hinaus mehr als Kinder behandeln und sie weder auf Überlegenheit des männlichen Willens, noch auf die Koketterien des weiblichen Unterliegens dressieren.

Die Unklugheit der Eltern verstärkt unnütz den Druck der wirtschaftlichen Kräfte. Es ist wahr, die Buben müssen zu Verdienern, die Mädchen dazu erzogen werden, einen Verdiener zur Heirat zu verlocken. Also dem Heiratsgeschmack entsprechend zwischen kokettem Weibchen und züchtiger Wirtschafterin. Aber so frühe müßten die Menschen doch nicht ihrer Unbefangenheit beraubt werden. Zwölfjährigen Mädchen den keimenden Busen hinaufzuschnüren und sie durch Vorschrift und Verbot auf den Geschmack der Männerwelt aufmerksam zu machen, ist eine Sünde. Auch dem jungen Gentlemen täte es gut, mit seinem Selbstbewußtsein gegen das andere Geschlecht bis zur Zeit seiner überlegenen Arbeitsleistung zu warten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kaum ein anderes Gebiet physio-psychologischer Erfahrung liegt so arg im Dunkel, wie die Sexualpsychologie. Schamgefühl und Furcht haben hier der Wahrheit entgegengewirkt. Ein guter Zweck wird das Schamgefühl versöhnen; die Furcht, das Glück der Unbewußtheit durch taghelle Untersuchungen zu gefährden, wird schwinden. Natur stellt immer wieder Unbewußtheit her, wo diese nötig ist. — — — — — — — — — — —

Nicht durch Befriedigung abgeleitete Wollustvorstellungen haben eine gewisse Tendenz, in Verkleidungen ihren Platz im Bewußtsein zu behaupten. Besonders unter religiöser Maske und in mystischer Bemäntelung.

Die Macht des bösen Zufalles, die Gefahr der direkt erotisierenden Aufklärung durch Unberufene, das leichte Spiel des Verführers Unerfahrenen, besser: Unaufgeklärten gegenüber, wenn auch nur bis zur moralischen Verderbnis gedeihend, ist in obigen Zitaten so oft und so gründlich betont, daß ich deren Begründung nur noch die Fassung für unseren Betrachtungszweck zu geben brauche:

Nehmt von euren Kindern und Adoleszenten die ungestillte sexuelle Neugierde, und ihr habt allen unlauteren Elementen, die sich an deren Reinheit vergreifen wollen, die heimliche tückische Waffe entwunden, den hypnotischen Bann gebrochen, der die Unbelehrten sonst sicher ins Garn zieht.

Unser zweiter Satz gilt den Worten Freys über die Unklugheit der Eltern.

Weckt nicht selbst zu zeitig den ganzen Vorstellungszyklus vom ‚Geheiratetwerden und Anlockenmüssen'. Ihr weckt damit direkt die sexuelle Begierde, und die ihr rieft, werdet ihr nicht wieder los. Nichtbefriedigte Wollustvorstellungen haben die Neigung, zu entgleisen nach der einen oder anderen Richtung. — Diese Entgleisungen sind vielfach die Quellen der relativen Frigidität in der Ehe mit allen ihren Konsequenzen.

Zu den wichtigsten Vorbeugungsmaßnahmen gegen das vorzeitige Erwachen sexueller Begierden gehört ferner die Hygiene der Menstruation mit allem, was drum und dran hängt (Bleichsucht, weißer Fluß, Stuhl- und Harnverhaltung, Eingeweidewürmer usw.). Die bezüglichen Aufklärungen sind unbedingt Mutterpflicht und darf die Initiative niemand anderem überlassen werden. Gerade durch die Erfüllung dieser Pflicht erzieht die Mutter in der Tochter das einzig richtige Gefühl, daß sie die einzige natürliche Instanz ist für jedes neue Gefühl und jede neue Regung, die freundschaftlich erfahrener Beratung bedürfen.

Ob dieser Kontakt zwischen Eltern und Kindern besteht, ist nicht Sache und Pflicht der Kinder, denn Zutrauen läßt sich nicht erzwingen, sondern es ist der Ausdruck des erzieherischen Talentes und Pflichterfüllung der Eltern. Erzieherisch erworbenes Zutrauen braucht aber keines Pflichtimperatives mehr. Es ist eben da. Pflicht der Kinder aber ist es, sich das Vertrauen der Eltern in ihre unbedingte restlose Aufrichtigkeit nicht zu verscherzen.

Was endlich den Verkehr der jungen Generation anlangt, die Gelegenheiten, sich kennen zu lernen, ehe man ans Werben denkt, so sollte denn doch das Erstlingsmilieu etwas sorgfältiger erwogen werden, als dies heute noch im allgemeinen geschieht. Um in- und anschließend an die Pubertät weibliche Grazie zu pflegen, sind Turnspiele und damit verbundene Reigen womöglich im Freien jedenfalls ersprießlicher als die paar Rundtanzschritte und Ballsaalknixe, und die dermalig moderne völlige Vernachlässigung wirklich graziöser Kontretänze beweist doch zur Genüge, daß man es auf ganz andere Übungen, nämlich der Erotik und nicht der Grazie, dabei abgesehen hat.

Gewiß soll man der Jugend auch diese Art des Vergnügens nicht ganz vorenthalten, aber man soll sie nicht an den Beginn des Zusammentreffens unreifer Charaktere stellen und damit dem Verkehr von vorneherein jene Harmlosigkeit nehmen, die ungleich besser als erotische Erregtheit zum gegenseitigen Verständnisse in der komplementären Auslese führte und der freien Entwicklung und Ausreifung gesunder Zuchtwahlinstinkte Raum gäbe. Dann, aber auch nur dann hat man ein Recht, diese gegenseitige Prüfung auf die erotische Abstimmung in zarter Form zuzulassen.

Es muß ja auch gar nicht viel später sein, als es heute der Fall ist, aber es muß eben vieles vorausgehen, was heute noch versäumt wird.

So mag auch der konventionelle Flirt, nicht mehr auf unerfahren neugierige Wehrlosigkeit stoßend, für reifere und sichere Instinkte zur letzten würdigen Prüfung in der komplementären Auslese werden.

2. Ehereform.

Ich kann mir nicht verhehlen, daß diejenigen, die in momentanen Nöten sich zu einem Bunde vereinigen, um gerade nur die „Ehereform“ auf ihre Fahne zu setzen, einen schweren Stand haben

müssen. Es sind schlechte Heilkünstler, die von den in innigem Zusammenhange stehenden sozialen Schäden und Wunden gerade nur das heilen wollen, was sie momentan am meisten brennt, und nicht ahnen, was sie an Hemmnis von anderen offenen Wunden zu erwarten haben. Sie sind, wenn sie nicht gleichzeitig an der Heilung der anderen Wunden mitarbeiten wollen, auch wie schlechte Fechter, die übersehen, wie die anderen Wunden von den Gegnern als Blöße ausgenützt werden. Sie sollten sich bewußt sein, daß sie gewissermaßen als Ehereformsektion im großen Heere der Streiter für Ethik und Kultur eine mächtige Hilfstruppe sein können, daß sie aber für sich allein mit einem so enge geschlossenen Programme der Vor- und Nachhut und Seitenbedeckung entbehren und daß sich ihre Kräfte in den Scharmützeln mit den nicht bedachten Überfällen seitens der Gegner aufreiben müssen.

So wertvoll und unentbehrlich also die Ehereformbestrebungen im organischen Gefüge mit anderen notwendigen Reformen sein können und müssen, so schwach sind sie für sich allein aus dem Gefüge herausgerissen.

Was ich von der Ehereform in diesem Sinne fordere und was ich mir davon gerade im Hinblick auf den „Hang zum Roué“ verspreche, ist folgendes:

Gesundheitsrevers für den elterlichen und staatlichen Ehekonsens. Die Ehe ist nun einmal ein Sexualvertrag, und zwar durchaus nicht für die beiden Vertragsteile, sondern auch für die Nachkommenschaft und damit für Gesellschaft und Staat von eminenter Tragweite.

Der Staat, der das Recht hat, Gewerbeinspektorate zu errichten, um seine Arbeiter vor Krankheit und Verletzungen zu schützen, hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seine Mütter und Kinder zu schützen. Damit ist auch schon gesagt, daß sich dieser Gesundheitsrevers in erster Linie gegen die Einschleppung von Geschlechtskrankheiten in die Ehe richten muß, obgleich zugegeben werden muß, daß auch schon manche Pseudo-Jungfrau eine derartige Einschleppung besorgt hat.

Das Recht, in die gesundheitlichen und Lebenschancen der neu zu gründenden Familie Einblick zu haben, ergibt sich ohne weiteres für die Eltern aus der Verantwortlichkeit für das eigene Kind, sowie auch der eventuellen Fürsorgepflicht für die Enkelkinder. Hier kann also ohne weiteres der mehrfach empfohlene

Informationsweg über eine Lebensversicherung gewählt werden, wobei in den ärztlichen Aufnahmsbefund Einsicht zu geben ist.

Für den Staat, der für gewisse Kategorien seiner Angestellten nur in beschränkter Anzahl Ehebewilligungen erteilt, ergibt sich ohne weiteres die Gelegenheit, geschlechtskranken Bewerbern die Bewilligung zu verweigern. Man braucht nur die leichtfertige Verletzung der Gesundheit der Gattin durch Ansteckung ganz offen als das deklarieren, was sie eben ist: eine Ehrlosigkeit, und wer sich in solchen Nöten nicht genug Selbstbeherrschung auferlegen kann, ehe er sich so weit einläßt, daß ihm die Wogen der Leidenschaft über den Kopf zusammenschlagen, dessen Mannestugend wird wohl auch sonst leicht für Staat und Gesellschaft entbehrlich sein.

Endlich wird von Staatsmitteln auch eine Reihe von Fürsorgeanstalten für die Kinder der Staatsangestellten unterhalten. (Waisenhäuser, die Freiplätze in Kadettenschulen u. dgl.)

Bei einem Teile derselben reflektiert der Staat gewiß nicht auf eine möglichst intensive Belastung und Überfüllung, also nicht auf die Frühinvalidität und Tod der Eltern aus den bewilligten Ehen, bei einem anderen Teile reflektiert er direkt auf gesunde Nachkommenschaft, weil er sie als nachrückendes Kontingent für sein Offizierskorps braucht.

Wer nicht einsehen will, daß derartige Maßnahmen durchaus nicht ein Eingriff in persönliche Freiheit und reine Privatangelegenheiten wären, sondern nur eine sehr wünschenswerte und berechtigte Eindämmung von Zügellosigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen das Leben und Gesundheit anderer, denen ist mit Gründen der Vernunft und Ethik überhaupt nicht beizukommen.

Erzieherisch hätten derartige Maßnahmen den unleugbaren Vorteil, bei der männlichen Jugend dem sexuellen Katechismus kräftigen Nachdruck zu verleihen — bei der weiblichen Jugend wäre der einfache Bestand derartiger Gesundheitsreverse auch dort, wo erzieherische Indolenz noch immer gegen die rechtzeitige sexuelle Aufklärung bockt, eine kräftige Abmahnung vor der Promiscuität der modernen „Helden". Und ansonsten die stets lebendige Begründung für geleistete Aufklärungsmühe.

Das zweite Kardinalpostulat der Ehereform ist das der

vollständigen Trennbarkeit der Ehe.

Selbstverständlich mit allen notwendigen Details der vermögensrechtlichen Abmachungen, die obligat anläßlich der Eheschließung

vertraglich festgelegt werden müßten, wobei eine Gütergemeinschaft von vornherein auszuschließen wäre.

Damit wäre vor allem der mit schwindelhaften Waffen geführte Kampf um eine Geld- oder Versorgungsehe wirksam lahmgelegt. Diejenigen, die heute auf das „Sich durch eine reiche Heirat rangieren" spekulieren und die nur darauf erzogen werden, „einen Verdiener zur Heirat zu verlocken", hätten auf Sand gebaut, denn nicht in der Eheschließung, sondern im Bestand der Ehe läge allenfalls die Rangierung und ausschließlich die Versorgung.

Erziehung und Selbsterziehung vor und in der Ehe hätten also ganz anders mit dem Bestand der Ehe zu rechnen. Mithin damit, daß man sich den einmal verdient eroberten Gatten oder Gattin von Tag zu Tag aufs neue verdienen müsse, um ihn oder sie dauernd zu besitzen.

Das hätte auch für alle jene Ehen einen eminenten Vorteil, in denen zwar ursprünglich gute Vorsätze und beiderseitige Ehrlichkeit herrschten, jedoch alsbald die Unauflöslichkeit zum Degenerationsprinzipe für ihre gegenseitige Anpassungspflicht und zum Freiheitsbriefe wird, sich schrankenlos gehen zu lassen.

Auf unsere Frage angewandt, ergäbe diese Reform den Erzieherkreisen den nachdrücklichsten Impuls, den Mädchen als Ehekandidatinnen ähnliche Dauerwerte anzuerziehen, wie sie vom jungen Manne verlangt werden, der doch auch seinen sozialen Wert, seine Karriere nachweisen muß, ehe er ans Heiraten denken kann.

Neben der Anerziehung der bräutlichen Lockwerte, das heißt, Pflege der Körperlichkeit, deren äußerlichen Aufputzkünsten und der Pensionatstünche u. dgl. bliebe wahrlich noch Zeit genug zur Erziehung innerer Dauerwerte, der Gefährtschaft häuslicher und erzieherischer Tüchtigkeit und Drang nach ehrlicher Einsicht in das, was edler Frauen hohe und hehre Aufgabe und Macht sein kann und sollte.

3. Wiederherstellung des sozialen Wertes der Frau im Sinne der Heim- und Ehekünstlerin.

Wo immer im menschlichen Leben wir einen sozialen Kampf betrachten, können wir folgende Entwicklungsphasen erkennen: Erst bestand einmal ein friedliches Verhältnis, dann erlangt eine Gruppe eine herrschsüchtige Übermacht, die andere seufzt und darbt eine

Zeit. Dann auf einmal erwacht, rüttelt sie am Joch und meist mit Recht — und weil dann nicht alle Blütenträume auf einmal reifen, tritt die Gegendruckerscheinung auf, der Ruf nach mehr Recht verwandelt sich in das Geschrei nach viel mehr Recht und noch viel weniger Pflichten. Der Kampf entartet in Selbsterniedrigung des eigenen sozialen Wertes und alle Massenorganisation und das „Einigkeit macht stark!“ ist eben stark genug, den Kampf mit allem Raffinement bösartiger Revanchepolitik und Erpressungen weiter zu führen, nicht aber ihn zum gedeihlichen und selbstfördernden Frieden zu beenden.

So auch der Kampf der Geschlechter.

Es ist unbestreitbare Tatsache, daß bei den altgermanischen Völkern der Frau annähernd die ihr gebührende soziale Stellung und Achtung eingeräumt war. Romanischer Einfluß und kirchliche Anschauungen haben dann einerseits die Überbetonung des geschlechtlichen Mehrwertes gezüchtet, andrerseits die Verachtung des Weibes als Inbegriff der Sündhaftigkeit gepredigt und damit das Weib als Objekt für Liebesfreibeuterei betrachtet und ihre Arbeit, ihren sozialen Wert verachten gelehrt.

Dermalen sind wir in der Epoche des Gegendruckes und der organisierten Revanchepolitik und unzweifelhaft war die altgermanische Frau dem damaligen Kulturniveau entsprechend mehr Ehekünstlerin und ihr sozialer Wert höher, als es die moderne Frau ist. Gewiß ist die Gewaltherrschaft des Mannes mit daran schuld — nicht daß hemmende Einflüsse durch volksfremde Kultur eingeschleppt wurden, sondern daß sich diese Hemmung der sozialen Entwicklung der Frau so lange behaupten und das Schritthalten mit den Erfordernissen des Kulturlebens erschweren konnte. Aber das Evidenthalten der mit uns wachsenden Kulturaufgaben war eben auch Sache der Frau, der Mutter als Erzieherin, und so wenig es ausschließlich die Pflicht des jungen Gatten sein kann, sich seine Auserwählte erst in Brautstand und Ehe zur geistigen Gefährtin, Lebenskameradin zu erziehen, er vielmehr nur jenen Anteil zu leisten hat und leisten kann, der dem speziellen ehelichen Anpassungsbedürfnisse entspricht, während die grundlegende Elementararbeit an Erziehung hiefür von der Mutter zu leisten ist, ebensosehr trifft die Frau im Werdegang der Generationen die Pflicht der zweckmäßigen Erziehung des eigenen Geschlechtes.

Man mag und muß füglich die Wissensbildung der Schule

und den Pensionaten überlassen, die Charakterbildung bleibt unverletzliche Domäne besonders der Mutter, mindestens in ihren Hauptzügen und deren ständiger Überwachung, ob und wie sich die unvermeidlichen wechselnden fremden Einflüsse ergänzen oder auslöschen, auf daß sie sich zu wirklichem sozialen Werte für den zukünftigen eigentlichen Frauenberuf harmonisch zusammenfügen.

Die außen geholte Wissensbildung sei die Anregung zu neuem individuellen Schaffen und Anpassung an die neuen Kulturnotwendigkeiten. Den Grundstock aber zur Heim- und Ehekünstlerin lege die Mutter und baue das mütterliche Beispiel.

Frey hat mit Recht betont, daß der Idealfrau der Zukunft eine außerordentliche Vielseitigkeit zugemutet wird — ja gibt denn aber eben diese Vielseitigkeit der individuellen Begabung nicht auch eine größere Freiheit und damit mehr Satisfaktionsgefühl, als es mancher Mann in eintöniger Berufsarbeit jemals findet? Auch ist mir gar nicht bange darum, daß die Frau, die nur einmal Heimkünstlerin ist, im Heime selbst wieder manche Unterstützung durch den Mann fände, die sie sonst vom Klubmenschen niemals hätte.

Und schließlich würde der in jedem Wesen schlummernde Drang nach Ausfüllung seines Daseins, nach Befriedigtsein über irgend etwas unendlich viel beglückender gesättigt, als heute durch die Jagd nach Mode und Luxus.

4. Das richtige Verständnis für die gegenseitige soziale Züchtung.

Wenn im Interessenkampf zwischen Mann und Weib, den das moderne Kulturleben entfacht, von den gegenseitigen Untugenden und Schwächen die Rede ist, so soll man sich prinzipiell vor jeder Urteilsfällung gewisse Fragen vorlegen.

Naturwissenschaftlich gibt es hauptsächlich folgende Erscheinungsformen für die Steine des Anstoßes:

a) Differenzen der Sexualaufgabe an und für sich — deren notwendige Konsequenzen.

b) Atavismen aus Opportunität.

c) Fortschrittstendenz aus Opportunität.

d) Ressentiment auf nicht gleichen Schritt haltenden Entwicklungsstufen.

e) Entartungen.

Ad *a)* Über erstere ist nicht viel zu sagen; es genüge hier der Ausspruch Ph. Freys: „Wem es nicht durch kurze Überlegung klar wurde, daß moralische Eigentümlichkeiten der Frau zum Teil auf ihrer physischen Organisation (Mutterschaft) beruhen, zum Teil und nur zum geringen Teil durch die lange soziale Herrschaft des Mannes bedingt sind, dem ist kaum durch lange Auseinandersetzung zu helfen."

Man kann denselben Ausspruch auch umgekehrt auf die Männer anwenden und sagen, daß manche moralische Eigentümlichkeiten des Mannes zum Teil auf ihrer physischen Organisation (der sexuellen Aktivität) beruhen und nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage entweder weiter gezüchtet oder verringert, zugespitzt oder gemildert und veredelt werden können.

Je vorzeitiger und leichtsinniger die offiziellen Werbespiele in ihrer verschleierten Absichtlichkeit begonnen werden, je mehr sie dazu dienen, die vorenthaltene sexuelle Aufklärung nicht als gesundes Hausbrot, sondern als verbotene Frucht mit der pikanten Sauce persönlicher Erfahrung im erotischen Kitzel serviert zu bekommen, um so unehrlicher wird der Kampf um die sexuelle Eroberung, und je größer damit das gegenseitige Mißtrauen wird, desto mehr Chancen trachtet jeder sich warm zu halten und die Folge davon ist, daß wohl jeder mehr die unangenehme Seite von dem zu kosten bekommt, was sie sich gegenseitig sozial gezüchtet haben.

Da kann nur eines helfen, umgekehrte Reihenfolge, erst Aufklärung, und zwar in würdiger Form, dann erst Werbespiele. Die natürlichen Konsequenzen davon können dann nur sein, daß sich die nicht auszugleichenden Gegensätze in gereifter und geläuterter Form als harmonisierende Ausschnitte begegnen und eventuell zu um so innigerer vertrauensvoller Verkittung eignen.

Ad *b)* Von den Atavismen aus Opportunität ist für unser Thema männlicherseits das Variationsbedürfnis, weiblicherseits der Hang zum Roué zu nennen.

Ad *c)* Ganz ähnlich halten sich die Fortschrittsstadien aus Opportunität die Wagschale: „Monogamer Zug des Weibes“ und „Herdtrieb des Mannes“.

Nun achte man aber recht genau, wenn man sich gegenseitig Schwächen vorrechnen will, ob das, was wir kritisieren wollen, wirklich eine Schwäche ist, d. h. ein Unterliegen der Vernunftgründe unter der Stärke des Grundtriebes.

In dem Sinne ist der Variationstrieb des Mannes entschieden eine Schwäche; den Herdtrieb des Mannes aber eine Schwäche zu nennen, ist nur dann keine kritische Schwäche, wenn wir den berühmten monogamen Zug des Weibes auch eine Schwäche nennen. Keines von beiden geht aber an, denn beide sind nichts anderes als die analogen Opportunitätsprinzipien im natürlichen Entwicklungsgesetz der Einehe auf Lebenszeit.

Es wäre eine grobe Einseitigkeit, dem Manne lediglich eine polygame Neigung, ein sexuelles Variationsbedürfnis zuschreiben zu wollen, nein, man braucht auch diejenigen nicht Optimisten zu schelten, die außerdem bei den gesunden, arbeitsfrohen, schaffenstüchtigen Männern eine ebenso große Bereitwilligkeit voraussetzen, sich für die in einer Lebensmonogamie auftauchende Verschiebung des körperlichen Sexualwertes zu ihren Ungunsten durch seelische Gaben entschädigen zu lassen. Wenn dem nicht so wäre, würde überhaupt kein Mann mit gesundem Verstand und Schönheitssinn eine katholische Ehe eingehen.

Gebildete und ethisch hochstehende Frauen, wenn sie selbst schon in einem gewissen ethischen Reifezustand die Wahl fürs Leben getroffen, werden im Kampf für ihren monogamen Zug gegen das Variationsbedürfnis des Mannes sowohl persönlich wie allgemein nur den Weg wählen, sich dem Manne als treue Kameradinnen seelisch derart unentbehrlich zu machen, daß er mehr als reichlich für das Verblühen körperlicher Reize entschädigt ist.

Kluge Frauen wissen außerdem, daß innere Harmonie, Seelenkultur in sich und der Familie das verläßlichste und dauerndste Kosmetikum und Konservierungsmittel des echten weiblichen Charmes ist.

Nur ethisch rückständige Naturen führen prinzipiell den Kampf des „Sich selbst Bedauerns“ und der Verlästerung der Roheit und Herrschsucht der Männer. Sie geben damit zu, entweder daß sie

für die Supplierung körperlicher Reize durch seelische Gaben nicht das Geschick haben oder die Überfuhr hiefür versäumt haben oder daß sie seinerzeit mit zu wenig reifen Anschauungen geprüft und deshalb der Versuch an dem gewählten Manne der minderen Schichte, denselben auch fernerhin, u. zw. seelisch zu fesseln, mißlungen.

Dann verdient der Mann im allgemeinen nicht die Identifizierung mit der unvorsichtig gewählten ethischen Ausschußware, verdient nicht ein generalisierendes Urteil, welches in eigener, zur Zeit der ehelichen Auswahl noch nicht genügend reifer oder überhaupt nicht mehr reifungsfähiger Ethik begründet ist, und endlich ist diese Kampfesweise bei dem Bilanzgesetze in der Natur das unzweckmäßigste Mittel, die intendierte Änderung herbeizuführen.

Treffend sagt auch Lhotzky: „Es hängt ungeheuer viel daran, ob ein Mann sich daheim wohl fühlt. Er muß sich dauernd wohl fühlen. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe, die eine Frau zu lösen hat. Wird ein Mann häuslich, so hat er es seiner Frau zu danken. Nichts zerstört so sehr das eheliche Glück, als wenn der Mann seine Ruhe und Freude im Wirtshaus sucht —

Eine Frau vermag unendlich zu beglücken. Sie ist viel reicher, als sie glaubt. Ein Mann vermag ihr gar nicht gleichzukommen. Darum ist sie auch berufen, die häusliche Behaglichkeit zu schaffen. Sie setzt ein im Zimmer des Mannes und gestaltet es zum Kleinod des Hauses. Es kann ganz einfach sein —

Es wird nicht lange währen, so wird auch der Mann das Bedürfnis fühlen, der Frau eine Heimstätte zu schaffen, und sie hat am besten für sich gesorgt, wenn sie ihm ein Heim schuf —

Eine Frau, die das versteht, hat ein schweres Lebensrätsel glücklich gelöst — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo's aber daheim unbehaglich ist, da zerbröckelt das Leben und beide Ehegatten leiden darunter. Arme Kinder, die auf solchem Boden erwachsen müssen! Sie können erst heimkommen, wenn sie selbst ein Heim gründen!“

Wenn also über den Herdtrieb des Mannes als Schwäche gewitzelt wird, liegt die Schwäche wohl sehr, sehr häufig auf Seite der Frau, denn entweder liegt ihrerseits kritische Schwäche zur

Zeit der ehelichen Wahl vor — sie hat von vornherein einen „Ausreißer" geheiratet — oder eine Schwäche ihrerseits im Sinne der von Lhotzky gezeichneten Aufgabe der Frau. Die Schwäche des Mannes aber wird mit kritischem Auge betrachtet oft zum Zeichen seiner Gutmütigkeit und zu einer doch so starken monogamen Tendenz, daß sie alle häusliche Indolenz der Frau bisher noch nicht auszutilgen vermochte.

Frau Ebert tat auch sehr recht daran, ihre Mitschwestern zu ermahnen, sich nicht vermessentlich auf diese Schwäche des Mannes zu verlassen, sondern sich ihrer diesbezüglichen Pflichten als Hüterin der Häuslichkeit mit etwas mehr Sorgfalt fürs Heim und weniger Luxus für ihr Repräsentieren vor der Außenwelt bewußt zu werden.

Es bleibt endlich sogenannten „Schwächen" gegenüber auch immer zu bedenken, ob sie durchaus Schwächen sind, Beruf und Eheleben beim Manne — Eheleben, Gefährtin sein, Erzieherin, Bürgerin usf. in einer Person beim Weibe stellen an die Vielseitigkeit beider Teile große Anforderungen.

An die Idealfrau, wie wir sie wünschen, vielleicht größere, als wir uns Rechenschaft geben. Da ist es wohl sehr gut denkbar, daß eine scharfsichtige Kritik des Berufslebens als kühler, nüchterner Zug in die „erotischen Oasen" des Ehelebens weht oder ein zu viel Gemüt und zu wenig Vernunftherrschaft und Kritik in der Gefährtschaft als Schwäche empfunden wird und dennoch ohne sie die Oase zur öden Wüste würde.

Besser als viele Beispiele mag Lesern und Leserinnen ein ehrliches Streben nach Selbsterkenntnis frommen, ehe sie über Schwächen des anderen aburteilen.

Ad *d)* Über Ressentiments habe ich zwar schon bei den sozialen Konsequenzen gesprochen — leider gibt es mehr unzweckmäßige, wenigstens für das Wohl der künftigen Generationen.

Folgende Beispiele würden zur kritischen Schulung genügen. Die Spätehen der Männer sind teils soziale Erscheinungen, Konsequenzen langdauernder beruflicher Ausbildung, aber auch Ressentiment auf den gesteigerten Luxus, den die moderne Frau fordert. Unzweckmäßiges Ressentiment: der Junggeselle in seinen beiden Typen des Hagestolzes und des Schürzenjägers.

Umgekehrt ist die beruflich erwerbende Frau als temporäres Auskunftsmittel und Palliativum gegen die Demütigung der alten

Jungfer oder Versorgungsehe wider Willen ein zweckmäßiges Ressentiment auf die Abnahme des Heiratstriebes der Männer. —

Unzweckmäßig dagegen ist, wenn damit a priori die Heranziehung von Hausfrauen und Müttern vernachlässigt wird. Wenn der Eventualberuf von vornherein die heranwachsenden Mädchen von des Weibes eigentlicher Bestimmung entfremdet — unsinnig, wenn höhere geistige Bildung zur Verachtung der Haushaltungskunst führt und noch unsinniger und selbst erniedrigend, wenn diejenigen, die nur eine Talmibildung haben, ihr Werben im Kampfe um einen Mann nur mehr mit Kokottenputz und -manieren und Überbetonung ihres nackten Geschlechtswertes bestreiten zu können glauben.

Durch nichts wird endlich den Entartungen so sehr ein Riegel vorgeschoben und deren Ausmerzung gefördert, als wenn richtiges Verständnis ihnen das „Interessante", den Illusionswert der Rarität, nimmt.

* * *

Fragen wir uns nun noch, ob alle unsere Postulate auch erfüllbar sind. Gewiß, denn es glauben die Besten unseres Volkes daran. Und es fehlt auch nicht an Bemühungen, die breiteren Schichten der Bevölkerung zu überzeugten mitwissenden Mitarbeitern zu machen.

Erinnern wir uns nun an die im vorigen Kapitel gegebene Definition, so sehen wir in der zu erhoffenden Erfüllung unserer Postulate alle jene Momente beseitigt, die den zuerst auftauchenden Urzuchtwahlinstinkt zum Abirren in dekadente Bahnen bringt.

Rechtzeitige sexuelle Aufklärung beseitigt die sexuelle Neugierde, der Bestand der erwünschten Ehereform zwingt Männlein und Weiblein, sich in der Auslese ehrlich zu verdienen und insbesondere die Frau, die allzu große Überbetonung ihres geschlechtlichen Mehrwertes aufzugeben und dafür mehr soziale Werte einzusetzen. Das „sich in der Ehe von Tag zu Tag gegenseitig neu verdienen müssen" in einer leicht löslichen Ehe endlich ist nicht nur der festeste Kitt für den tatsächlichen Bestand einer Ehe, es ist auch die lichte wärmende Sonne, an der die Erziehertalente der Eltern reifen müssen.

Dies alles kann und muß dem erwachenden weiblichen Zuchtwahlinstinkte frühzeitig und rechtzeitig jene Reife und Sicherheit

geben, die den Hang zum Roué erst gar nicht aufkommen läßt. Die Immunität aber gegen diese „Kinderkrankheit“ wird der Frau die stärkste Waffe in die Hand geben gegen den sexuellen Variationstrieb des Mannes vor und in der Ehe, denn das richtige Verständnis für die gegenseitige soziale Züchtung lehrt uns, daß wir uns gegenseitig das Aufgeben von Opportunitätsatavismen verdienstvoll abringen müssen.

Für die unzweifelhaft auch schon bestehende, aber auch oft genug hart gegen den Variationstrieb ringende Geneigtheit des Mannes zur Lebensmonogamie bedeutet jener zarte Hauch der Mädchenknospe — unberührt und unverwischt von unwürdigen Flirtvorgängern — als Vorverdienst und der soziale Wert der „Heim- und Ehekünstlerin“ als Dauerverdienst des Weibes unzweifelhaft die stärkste Stütze und kaum versagende Pflege.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS
WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.

Biology Library

LD 21–100*m*-12,'43 (8796s)

DRUCK DER K. UND K. HOFBUCHDRUCKER
FR. WINIKER & SCHICKARDT IN BRÜNN

PAMPHLET BINDER
Manufactured by
GAYLORD BROS. Inc.
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.

Der zuchtwahl-instinkt des weibes

Biology Library

SEP 2 1947

M283939

HQ752
M5
Biology
Library

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY